

Baltische Monatsschrift.

XXXVIII. Band.

1. Heft.

H. 16/31

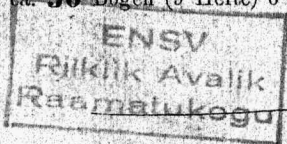


Inhalt.

| | |
|---|----|
| Erinnerungen. I. Von Carl Theodor Hermann, Oberlehrer am Dorpaten-Gymnasium 1804—1837 | 1 |
| Die Physik des Wassers. Von Prof. Dr. Arthur von Oettingen | 24 |
| Zur Pastorengeschichte Kurlands. Von E. S. | 36 |
| Studien der Literatur Altivlands. Von Th. von Rieckhoff | 47 |
| Notizen. (H. Diederichs, Herzog Jacobs von Kurland Kolonien an der Westküste von Afrika.) | 71 |
| (Bodeckers Chronik Livländischer und Rigascher Ereignisse 1593—1638. Von J. G. L. Napiersky.) (Bgn.) | 73 |
| (Von den 14,000 Immatriculirten. Von Dr. G. Otto und A. Hasselblatt.) | 78 |

Abonnements

nehmen alle Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegen. — Preis pro Jahrgang von **50** Bogen (9 Hefte) 6 Rbl. 50 Kop., mit Postversendung 7 Rbl. 50 Kop.



Reval, 1891.

In Commission bei F. Kluge.

Riga: A. Stieda.

Leipzig: Rud. Hartmann.

N. Kymmel's Buchhandlung.

Beiträge und Briefe für die Redaction sind an N. Carlberg in Riga, Thronfolger-Boulevard Nr. 27, zu richten.



Erinnerungen¹.

Von Carl Theodor Hermann, Oberlehrer am Dorpater Gymnasium 1804—1837.

I.

Es war am 2. Juli 1796, an einem Sonntagmorgen, als ich in Leipzig von der Grimmaischen Gasse über den Markt nach dem Posthause ging, um mit der «gelben Kutsche» nach Braunschweig zu reisen, denn bis dahin bewegte sich dieses schwere Fahrzeug mit Reisenden und schwerem Gepäck im Schritt der Frachtfuhren, ohne Aufenthalt, und kam etwa nach vier Tagen an; es wurden 24 Meilen zurückgelegt. Die Wege würde man jetzt für unfahrbar halten, damals ertrug man mit Ergebung die Langsamkeit und das Rütteln und Schütteln wie ein unabwendbares Naturereignis.

Keiner meiner Freunde und Bekannten konnte mich begleiten, sie hatten alle längst Leipzig verlassen, und unter den 8 oder 10 Mitreisenden waren mir alle fremd. Einem jungen Kaufmann, der Leipzig verliess und nach einer thüringischen Stadt ging, riefen seine Freunde ein lautes Lebewohl von der Stadt nach, das er gerührt erwiderte und meine stille Theilnahme sogleich gewann.

¹ Trotz formeller Bedenken, wie sie bei Memoiren &c. nicht selten obwalten, erschien es wünschenswerth, nachstehende Aufzeichnungen dem Drucke zu übergeben, da sie für die Kenntniss der Verhältnisse in unserer Heimat um das Jahr 1800 nicht ohne Interesse sind, auch zur Geschichte der Universität und des Gymnasiums zu Dorpat (vgl. Thl. II der «Erinnerungen») einen Beitrag liefern. Auch dürfte manchem unserer Leser eine oder die andere Mittheilung über Persönlichkeiten aus den Kreisen des Adels und der Literaten, mit denen der Verfasser bekannt geworden, willkommen sein.

Mein Entschluss, nach Livland als Hauslehrer zu gehen, war weniger aus Neigung entstanden, als durch die Nothwendigkeit veranlasst. Im Mai 1794 war ich im 21. Jahre bei der Juristenfacultät in Leipzig examinirt worden, hatte im Herbst bei dem Kreisamt in Leipzig die Advocatenspecimina gemacht, die in Dresden bei der Regierung als gut und tüchtig approbirt wurden, und war nun fertig, ins praktische Leben einzutreten. Aber wohin? Das Letzte meines väterlichen Erbes (300 Rthlr.), das mir durch den Tod des Vaters (Dec. 1792) zufiel, hatte ich in 2 Jahren für Unterhalt, Studien- und Examinationskosten aufwenden müssen und war also ohne Mittel, um in einer Stadt bei einem Kreisamt als Auscultant auf eigene Kosten leben zu können, welches der gewöhnliche Weg war, um als Beamter einzurücken. Ich musste also ergreifen, was mir dargeboten wurde, nämlich bei dem Patrimonialgericht im Schloss Purschenstein, zu dessen Gerichtsbezirk mein Geburtsort Kämmerswalde gehört, als Vice-Actuarius ohne Gehalt Zutritt zu erhalten; man konnte nicht zur Advocatur gelangen, wenn man nicht bei einer Behörde praktische Uebungen gehabt hatte.

Mein ältester Bruder war im Sept. 1793 der Amtsnachfolger unseres Vaters, Pfarrer in Kämmerswalde geworden; Mutter, Schwestern und jüngere Brüder lebten noch alle beisammen wie zu des Vaters Zeit, und dachten kaum daran, dass es nun anders sein könnte. Ich kam also im Nov. 1794 auch dahin und trat im Januar 1795 meine Stelle auf der Gerichtsstube in Purschenstein an; meine Wohnung nahm ich unten am Schlossberge im Hause eines Feilenhauers, wo ich eine Stube nebst Kammer oben bezog. Ein Webstuhl musste darin seinen Platz behalten, weil der Besitzer ihn nicht anderswo hinstellen konnte. Ein Klavier, Bett, Tisch und einige Stühle waren der ganze Hausrath. Mein Mittagessen bekam ich aus dem Hause des nebenan wohnenden Gerichtschöppen für sehr wenig Geld, es war höchst einfache Kost. Mein Getränk war nie etwas Anderes als Wasser, dazu am Abend und früh Butterbrod. Im Genusse der kräftigsten Gesundheit und an die einfachste Lebensweise von jeher gewöhnt, fand ich eine besondere Befriedigung des Stolzes darin, so bedürfnislos und von äusseren Dingen so unabhängig wie möglich zu sein. Auf der Gerichtsstube fand ich genug zu lernen, in meiner Wohnung trieb ich Studien, die mir bisher ziemlich fern geblieben waren, ästhetische, literarische, etwas von Naturkunde und Anderes mehr. Oefters besuchte ich auch Kämmerswalde, eine Stunde Weges, zuweilen Pfäffrode,

zwei Stunden Weges, wo mein Schwager Chalybaeus Pfarrer war, in dessen Hause sich gern eine Gesellschaft frohsinniger, munterer Menschen versammelte. Auch nach Freiberg wanderte ich einige Male, mein älterer Bruder nahm manchmal Theil.

Hätte ich damals nur 200 Thlr. besessen, so hätte ich in einer Staatsbehörde einen Platz suchen und aus eigenen Mitteln leben können, und mein Leben und Wirken wäre ein ganz anderes geworden, ich wäre nie nach Livland gegangen. Ich wurde dazu veranlasst durch meinen Freund Camenz, der 1793 nach Livland gegangen und 1795 zurückgekehrt war. Er lud mich ein, nach Leipzig zu ihm zu kommen, wo wir zusammen von seinem Ersparten leben könnten und, wie er nicht zweifelte, bald ein Unterkommen finden würden.

Camenz war kaum drei Jahre älter als ich, aber ich fühlte und erkannte seine Ueberlegenheit, und darum war er mir Muster und Strebeziel.

Mit ihm also lebte ich vom Nov. 1795 bis Juni 1796 wieder in Leipzig auf einer Stube. Wir lernten zusammen Englisch, ich las viel Französisch und bereitete mich auf Manches vor, was ich als Lehrer zu bedürfen glaubte, wobei Camenz mir Rathgeber und Führer war. Er hatte nicht Lust, wieder nach Livland zu gehen, weil ihm die dortigen Verhältnisse zu wenig zusagten, obgleich die Predigerstellen im Ganzen dort viel einträglicher waren als in Sachsen; also nahm er lieber eine Privatlehrerstelle in der Niederlausitz an im Hause eines Präsidenten, der sich als Aristokrat fühlte; nach zwei Jahren ging er nach Dresden, bis er etwa wiederum nach zwei Jahren Prediger in Oberau, später Superintendent in Segda bei Wittenberg wurde. Mir musste es darum zu thun sein, mehr Geld zu verdienen, als ich es in Sachsen konnte, und darum wählte ich eine von den drei Stellen, die ich in Livland bekommen konnte, mit einem Gehalt von 200 Rbl. Silber, wie es Camenz auch gehabt hatte, welches damals das Gewöhnliche war, später aber, unter Pauls Regierung, bis zu 300 und 400 Silberrubel gesteigert wurde.

In Lübeck musste ich volle acht Tage bleiben, weil nicht eher ein Schiff abging; ich wollte eigentlich nach Riga, wohin ich Empfehlungen hatte, musste aber nach Pernau, wenn ich nicht vier Wochen auf ein Schiff nach Riga warten wollte. Von Leipzig an einen Kaufmann Wehrmann, einen geborenen Leipziger, in Lübeck empfohlen, befand ich mich in dessen Hause, wohin ich täglich eingeladen war, ganz angenehm; seine Frau und Stieftöchter, die bis auf eine

plattdeutsch sprachen, konnte ich nur schwer verstehen, aber die hochdeutsch redende vermittelte die Unterhaltung und zeigte gern ihre Fertigkeit im Hochdeutschen. In Travemünde ging ich am 9. Juli 1796 mit dem kleinen Schiff des Schiffers Harder in See, gefasst auf die Seekrankheit, die ich aber nicht bekam. Von den Reisenden, die der Schiffer dieses Jahr geführt hatte, war ich der dritte, der weder ein Schiff, noch die See vorher gesehen und doch nicht seekrank wurde. Acht Tage dauerte die Reise, auf welcher ich Windstille, Gewitter, widrigen Wind und selbst Sturm — den die Schiffer aber nicht für bedeutend hielten — erfahren hatte, so dass ich einen ziemlich vollständigen Begriff von einer Seereise bekommen konnte. Bei gutem Wetter liess ich mir vom Steuermann, der, 24 Jahre alt, schon zwölf Jahre auf dem Schiffe lebte und die Küsten von Ost- und Westindien gesehen hatte, vom Seeleben erzählen. Er hatte mehr Verstand und Kenntnisse als der Schiffspatron, bei dem ich mich dadurch empfahl, dass ich an der Morgenandacht theilnahm, die täglich in der Schiffsküche mit Gebet und Gesang gehalten wurde. Uebrigens besass er allen Aberglauben der gewöhnlichen Seeleute. Man durfte nicht fragen, wie lange die Reise dauern werde, nicht darum, weil man das nie mit Gewissheit voraussagen kann, sondern weil er eine solche Frage für unglückbringend hielt.

Nach einer stürmischen Nacht, in welcher lavirt werden musste, um dem Strande nicht zu nahe zu kommen, kamen wir Vormittags (den 16. oder 17. Juli) vor Pernau an. An die schwankende Bewegung des Schiffes gewöhnt, fiel ich, als ich den festen Boden betrat, das Gleichgewicht verlierend, der Länge nach auf die Erde, zur Belustigung der Matrosen. Es dauerte 5 Tage, ehe sich bei mir das Gefühl verlor, als würde ich vom Schiff geschaukelt.

In Pernau, einer Festung, deren Häuser damals meist von Holz und nur ein Erdgeschoss hoch waren, war gerade Jahrmarkt. Hier sah ich in der Wirklichkeit etwas, wovon ich bisher nur durch Chodowieckis Kupferstiche zu Archenholz' Geschichte des siebenjährigen Krieges (in Taschenformat) eine Anschauung gehabt hatte, wo gefangene Russen auf der Gasse sitzend und liegend, Speisen kochend und bratend dargestellt werden; gerade so, bärtig, schmutzig, unappetitlich kochend, mit hölzernen Löffeln abschreckende Kost zu sich nehmend, in grobe, weite, von Leibbinden zusammengehaltene Kleider gehüllt, viel sprechend und schreiend lagen und standen die Leute durch die ganze Gasse. Ein anderer Haufe liess unzählige Male die Worte «*Kurrat*,

sinna kurrat, kus kurrat» hören, die ich, ehe ich ins Wirthsbaus kam, schon recht gut behalten hatte und für eine Begrüssung hielt, die ich anzuwenden gedachte, um mich den Leuten freundlich gesinnt zu zeigen. Doch fragte ich gleich in der ersten Stunde den deutschen Gastwirth nach der Bedeutung, von dem ich erfuhr, dass es der gewöhnliche Ausruf der Esten bei Freud' und Leid und fast bei jeder Redensart sei, und «Teufel, du Teufel, wo Teufel» bedeute; zur Begrüssung dagegen, sage man «*Terre, Terre!*»

Ich musste 10—12 Tage langweilig in Pernau zubringen, weil gerade der Herr von Freytag von Loringhoven, Besitzer des Gutes Owerlack im Kirchspiel Helmet, zum Jahrmarkt in Pernau war, in dessen Haus und Familie ich als Lehrer eintreten sollte. Die Zeit- und Ortsverhältnisse brachten es mit sich, dass von beiden Seiten, ohne sonderliche Furcht vor dem Gewagten, sich ohne gegenseitige Bekanntschaft auf ein, zwei und mehrere Jahre an einander zu binden, häufig solche Verbindlichkeiten eingegangen wurden, die auch meist zu gegenseitiger Zufriedenheit bestanden. Gutsbesitzer und Pastoren bedurften der Hauslehrer, denn es fehlte an öffentlichen Schulen, sowie an Lehrern; also verschrieb man diese aus Deutschland, grösstentheils aus Leipzig und Jena, auch aus dem näheren Königsberg, und durch dieselben wurden gewöhnlich deren jüngere Bekannte nachgezogen, da man sich an sie wandte, wenn man eines Lehrers bedurfte. Die meisten von ihnen waren tüchtige und redliche Männer, an Fleiss und Ordnung gewöhnt, die daher auch wollten, dass viel gelernt werden sollte. Das wollte aber selten in dem Grade gelingen, als die Lehrer es erwarteten, weil besonders die Knaben zu viel Antheil an Jagd, Pferden, Fahren und Reiten nahmen, und die Eltern selbst gelehrtes Wissen für sehr entbehrlich hielten, da die Söhne meist zum Militär bestimmt waren, wo sie in damaliger Zeit schon für sehr gebildet galten, wenn sie nur die Elementarkenntnisse mitbrachten. Da die Lehrer unter diesen Umständen ihre Leistungen meistentheils selbst unbedeutend fanden, wenn auch die Eltern vollkommen zufrieden waren, so befand sich fast keiner in seiner Lage vollkommen wohl, und daher entstand, ehe sie sich in die Verhältnisse schicken konnten, oft ein Wechsel der Stellen, bis sie sich daran gewöhnten, dass ihre Schüler nicht gerade Gelehrte werden sollten. Unstreitig trafen die jungen Männer nicht immer das rechte Mass; manche wurden auch selbst nachlässig und bequem, und schon damals wunderte ich mich, dass die Familienväter sich so viel gefallen

liessen und der Sache nicht ein kurzes Ende machten. Wusste der Lehrer sich nur einigermaßen der Familie im Umgange angenehm zu machen, so war man leicht befriedigt, denn da er aus einem fremden Lande war und von fremden Sitten und Gebräuchen erzählen konnte, so hatte allerdings sein Leben in den Familien auf dem Lande etwas Anregendes; eine Vorliebe für Deutschland und deutsche Art und Sitte, die man in den russischen Ostseeländern tief eingewurzelt findet, wurde durch die ausländischen Lehrer genährt und gestärkt. Fast alle diese Lehrer wurden als Prediger, Lehrer, Advocaten, Gerichtspersonen (es waren viele Juristen unter den Hauslehrern) im Lande einheimisch, ja man zog sie wol den Eingeborenen vor, weil man sie für arbeitsamer und für gründlicher in ihren Kenntnissen hielt. Nachdem später 15—20 Jahre lang die Universität Dorpat eine hinreichende Zahl Candidaten aus den Eingeborenen geliefert hatte, standen diese den Ausländern nicht mehr nach, so wie auch früher tüchtige Männer unter den Eingeborenen gefunden wurden; sie waren aber gewöhnlich in Deutschland schon auf Gymnasien gründlich unterrichtet worden, ehe sie zur Universität abgingen.

Mit dem Herrn Assessor v. Freytag machte ich die Reise von Pernau nach Owerlack. Er besuchte nahe am Wege einen Pastor Seeberg, gebürtig aus Weimar, der ein behagliches Leben führte, wie es ihm in der Heimat wol nicht zu Theil geworden wäre. Auch auf einem anderen kleinen Gute kehrten wir ein: Haus und Geräth, sowie Alles war einfach und ländlich, die Aufnahme entgegenkommend und gastfrei. Die Wohnungen der Bauern, einzeln im Walde zerstreut, ohne Fenster und Schornstein, von aufgeschichteten Balken gebaut und mit bemoosten Strohdächern gedeckt, hielt ich anfangs nur für Scheunen und Ställe, es waren aber wirklich die Wohnungen der Menschen, die ich später auch von innen mit ihren schwarzen, fast verkohlten Wänden genauer kennen lernte.

Ich lernte nun eine neue Lebensweise kennen, die dem Hauslehrer eine ihm meist unbekanntere Behaglichkeit darbot: für alle Bedürfnisse des Leibes und der Nahrung brauchte er nicht zu sorgen; Veranlassung zu entbehrlichen Ausgaben gab es auf dem Lande nicht; als Führer, Lehrer und Vorbild für die Kinder genoss er eine achtungsvolle Begegnung, und so war in den wichtigsten Beziehungen seine Lage glücklich zu nennen. Anders stand es aber, wenn man auf die Befriedigung der geistigen Bedürfnisse sah; da war nicht selten Jeder auf sich selbst beschränkt, denn wo,

wie meistens, die ganze Richtung auf Gewinn und Genuss hinging, da fanden literarische Anliegen nicht viel Anklang. Hin und wieder fanden sich jedoch Gutsbesitzer von umfassenderer Bildung und Bestrebung, vorzüglich aber suchten Lehrer in der Umgegend einander auf, auch Pastoren und Beamte traf man, die einen weiteren Gesichtskreis hatten. Aesthetische und sittliche Bildung fand sich unter dem Adel im Allgemeinen mehr bei den Frauen, als bei den Männern, worin jedoch diese späterhin jenen nicht mehr nachstanden, da es schon zur guten Erziehung gerechnet wurde, in der Literatur nicht ganz unbekannt zu sein.

Ein fast immer zur Sprache kommender Gegenstand der Unterhaltung waren die betrübten Zustände der leibeigenen Bauern; sie waren unheilbringend nicht bloß für die Bauern, sondern auch für die Herren: in jenen wurde der Trieb zu freier Thätigkeit gänzlich erstickt, sie thaten nicht mehr, als sie mußten, und verloren selbst die Fähigkeit, durch eigenes Nachdenken ihren Zustand zu verbessern; die Herren dagegen fanden durch die Trägheit und Uebellwilligkeit der Bauern ihre Willkür und gesetzlose Eigenmächtigkeit gerechtfertigt, und dies verderbte den Charakter beider. Der Bürgerstand, insofern er unbetheiligt war, nährte einen stillen Grimm gegen die Gewalthaber und eine Parteinahme für die Bedrückten. Anders stand es aber mit den bürgerlichen Wirthschaftern, Buchhaltern, Pächtern (Arrendatoren) und allen, die irgend wie über Bauern zu gebieten hatten: sie waren gewöhnlich härter und willkürlicher als die Herren selbst.

Eine richtige Einsicht und das rechte Gefühl fehlte den Gewaltbesitzern in der Regel keineswegs; sie tadelten mit grosser Freimüthigkeit die Willkür, Härte und Unbilligkeit ihrer Nachbarn, und ich fand bald, dass Seume, den ich 1796 in Leipzig über Livland befragte und der als Officier in Riga gelebt und dort viele Bekannte besass, gar sehr Recht hatte, als er sagte: Man ist auf dem Lande sehr gastfrei und zuvorkommend; Jeder medisirt gern über seine Nachbarn und jeder hat Recht. Dass viel weniger Schlimmes geschah, als ungestraft hätte geschehen können (denn Gesetze konnten leicht genug umgangen werden), kam nicht allein von dem wohlverstandenen Vortheil, der dem Gutsherrn aus einer billigen Behandlung der Bauern erwächst, sondern eben so sehr aus einer im Allgemeinen humaneren Gesinnung. Ein Tyrann der Bauern wurde nämlich von seinen Standesgenossen verachtet, wenn auch äusserlich Rücksichten der Höflichkeit beobachtet wurden. Dieses

unglückliche Verhältnis der Bauern, dessen Anblick man nicht ausweichen konnte, trübte die Zufriedenheit derer, die nicht früh dagegen abgestumpft waren, oft schmerzlich und erfüllte das Gemüth mit Bitterkeit. Natürlich bekämpften die Lehrer ihren Schülern gegenüber die Meinung von der Rechtmässigkeit der Leibeigenschaft, und ohne Zweifel trug dieses viel dazu bei, andere Ansichten in dem jüngeren Geschlecht darüber zu verbreiten; sprechender und nachdrücklicher war aber die Lehre, die man gern oder ungern aus der französischen Revolution ziehen musste. Auch der Gedankenlose musste aufmerksam darauf werden, wohin endlich fortgesetztes Unrecht führt; alle fühlten, dass auch einmal die Reihe an sie kommen könnte.

Ein halbes Jahr nach meinem Eintritt in dieses Land und dieses Haus traf mich ein grosser Unfall. Die ganze Familie und ich mit, reiste zu den Weihnachtsfeiertagen auf ein Gut etwa 15 Meilen nach Riga zu, zu einer Verwandten. Zu Hause hatte man angeordnet, dass die Zimmer einen Tag um den anderen geheizt werden sollten, damit die Wände nicht kalt und feucht würden. Dies war in solchem Uebermasse geschehen, dass die Oefen auch an den Tagen, wo nicht geheizt war, eine Hitze ausströmten, die auf drei Schritt weit unleidlich war, wie ein Bekannter, der übernachtet hatte, es selbst gefunden. Es war also begreiflich, dass ein Balken, auf dem der Schornstein ruhte, sich entzünden konnte, wodurch das ganze Haus in Feuer aufging. Das Löschen, bei bedeutender Kälte, würde nicht geholfen haben; die Bauern machten in solchen Fällen aber auch nicht einmal einen Versuch dazu, weil sie es für eine Fügung Gottes hielten, der man nicht widerstreben könne. Die Dienstleute im Hofe hatten aber doch fast alle Sachen in den Zimmern der Herrschaft und selbst vom Boden gerettet, nur um mein entfernteres Zimmer hatten sie sich nicht bekümmert, und so hatte ich Alles verloren, was ich besessen hatte, Kleidungsstücke, für die ich dem leipziger Schneider ungefähr 100 Thlr. schuldig war, Bücher, Noten, ein eben angeschafftes Klavier: kurz, ich behielt nichts übrig als die Kleider, die ich auf die Reise mitgenommen hatte und die französische Sprachlehre von Demengeon, die mir der Verfasser zum Andenken geschenkt hatte.

Als ich mit der Familie zurückkehrte, sahen wir zwei Meilen aus der Ferne das Feuer noch brennen; der Hausherr war einige Stunden früher angekommen und empfing uns laut jammernd an der Herberge, einem Nebengebäude, wo der Wirthschafter (Amtmann) und mehrere Dienstleute wohnten. Diese kindische Haltung

gab der Hausfrau sogleich Fassung und festes, ruhiges Benehmen. Auch ich behielt Gleichmuth, erst später stellte sich bitterer Verdruß ein, da es an allen Mitteln zum Unterricht fehlte, die zum Theil gar nicht zu erlangen waren, da bereits eine strenge Bücher-censur auf Pauls Befehl eingeführt war. Ich war in der Gegend fremd, doch hatte mein unverschuldetes Unglück Theilnahme erweckt: ich bekam verschiedene versiegelte Couverts ohne Namen mit eingelegten Banknoten, zusammen 200 Rbl.; auch zwei Landsleute, Lehrer in demselben Kirchspiele, liessen es sich nicht nehmen, der eine mit 50 Rbl., der andere mit 25 Rbl., meine Noth zu mindern. Ich fand in der Folge Gelegenheit, beiden zwar nicht mit Geld, dessen sie nicht bedurften, aber durch Dienstleistungen zu vergelten, was sie dem jüngeren Freunde erwiesen hatten. Jene Geldbriefe kamen, wie ich errieth, aus dem Kirchspiele von drei verschiedenen Mitgliedern der Familie v. Anrep, die sämtlich Gutsbesitzer waren. In Sachsen wäre mit diesem Gelde mein Schaden ersetzt gewesen, aber dort freilich nicht. Ich schaffte mir also das Nothwendigste an, mich damit tröstend, dass man wusste, ich war nicht so dürftig hingekommen.

Grosse Unbequemlichkeit in der Wohnung machte sich nach dem Brande des herrschaftlichen Hauses fühlbar. Die grosse Herberge musste zum Herrenhause erhoben werden, und ich musste mit zwei Schülern ein schlechtes Zimmer der kleinen Herberge beziehen und dort auch Schule halten. Der Eingang zu demselben führte durch das eben so schlechte Zimmer des Wirthschafters, meines ehemaligen Schuhmachers aus Bremen, der von harmloser Gemüthsart, aber dem Schnapstrinken zu sehr ergeben war. Die zwei Landsleute, deren Umgang für mich, den Unerfahrenen, so lehrreich gewesen war, verliessen die Gegend, da ihr Erziehungsgeschäft in ihren Häusern beendet war, und ich fühlte mich sehr verlassen. Ich wünschte lebhaft, meine Lage zu verändern. Dazu kam es auch am Schlusse des Jahres 1797, also nach 16 Monaten meines Aufenthalts in diesem Hause. Ich hatte nämlich im Anfange dieses Jahres die Bekanntschaft eines Landsmannes aus Dresden, Zangen, gemacht. Er war Lehrer bei einem Major Palmstrauch in Kokenberg, drei Meilen von Owerlack. Dieser war weit herum bekannt und beliebt, und bei ihm kamen während des Sommers am Sonnabend und Sonntag oft drei, vier Lehrer aus der Umgegend zusammen. Er war ein lebendiger, kenntnisreicher und geistvoller kleiner Mann, der mit seiner Landes- und Personenkenntnis uns Neueren förderlich wurde. Wo er Einen nicht am

rechten Platz sah, schaffte er Rath, ihn in eine angemessenere Stellung zu bringen. Mich führte er zuerst bei der Familie Baron Wrangel in Turnusforst bei Walk ein. Da fühlte ich mich — das erste Mal in Livland — ganz einheimisch: ich bin, so lange ich dort gelebt habe, stets in freundlicher Beziehung mit allen Gliedern dieser Familie geblieben, habe sie aber fast alle überlebt. Die Mutter war schon lange Wittwe, sie war eine grosse Frau von männlichem, entschlossenem Charakter, stets zur Hilfe bereit und überall gesucht und willkommen. Sie wusste durch Geist und Verstand die Menschen leicht, wohin sie wollte, zu leiten. Besonders thätig und geschickt zeigte sie sich als Geburtshelferin; sie hatte diese Kunst fleissig studirt und wurde nicht blos den Bauerfrauen, sondern auch anderen dadurch wohlthätig. Sie und mit ihr eine der Töchter lernte später in wissenschaftlicher Weise von einem Professor der Geburtshilfe die Entbindungskunst. Von ihren Töchtern hatte den umfassendsten Geist die älteste, Margarethe, damals, als ich sie kennen lernte, 25 Jahre alt, aber schon fest entschlossen, unverheiratet zu bleiben, wobei sie auch beharrte. Da sie mit sich über diesen Punkt völlig einig war, so fühlte und benahm sie sich gegen Männer vollkommen ungewungen und frei, so dass sich leicht ein geschwisterliches Verhältnis anknüpfte, und wer dies zu schätzen wusste, der hütete sich wol, es durch leidenschaftliche Annäherung zu stören. Mit seltenem Scharfblick durchschaute sie die Menschen, und keine der Schwächen blieb unbemerkt. Sie unterschied sich aber von anderen Scharfsehenden dadurch, dass sie trotz der Mängel und Schwächen, die sie bemerkte, die Menschen achtete und liebte; überhaupt war sie frei von Neid und Dünkel, sowie von krankhafter Empfindlichkeit. Diese schönen Eigenschaften waren, wenn man sie näher kennen lernte, nicht in solcher Vollkommenheit blosses Geschenk der Natur, sondern ohne Zweifel durch Kampf und fortgesetztes Bewachen ihrer innersten Regungen erworben worden. Ihr ganz ähnlich war die nächste Schwester, Baronin Wrangel in Luhden bei Walk. Als Gattin und als Mutter einer Tochter war sie auf einen anderen Wirkungskreis angewiesen. Ihr Walten war überall mild, Uneiniges versöhnend und fremder Noth abhelfend, ihr blosser Anblick wirkte wunderbar auch auf ungerichtete und rohe Gemüther, ordnend und sänftigend. Diese Gemüthsart vererbte sie auch auf ihre Tochter, die später wieder eine eben so musterhafte Frau wurde.

Im Herbst 1797 vermittelte Zangen, dass ich der Familie

des Baron v. Wolff in Neu-Laitzen bekannt wurde, wo ein Lehrer, Dr. Hesse aus Erfurt, das Haus verliess, um in Jena Medicin zu studiren und dann wiederzukommen. Er war dieser Familie mit unbegrenzter Verehrung ergeben und besass alle Gaben, sich ihr angenehm zu machen. Er verstand Feste anzuordnen, bei Familienfeierlichkeiten Zimmerverzierungen vorzurichten, war ein heiterer Erzähler, zuweilen bis zum Possenhaften, beschäftigte sich viel mit physikalischen Experimenten und hatte Ausdauer genug, zwei vom Schläge gelähmte Menschen mit Elektrizität zu behandeln, was auch gelang; sie wurden hergestellt. Seine Selbstbeherrschung war ausserordentlich; er vermochte es, auch wenn er Kummer und Unmuth im Herzen und (was selten geschah) diese Gefühle vertraulich ausgesprochen hatte, unmittelbar darauf in der Gesellschaft heiter und lustig zu erscheinen und Andere froh zu stimmen. In einem Hause, wo so oft zahlreicher Besuch war, mussten solche Eigenschaften nothwendig Anerkennung finden; ohne ihn fehlte es am rechten Leben. Drei Schwestern der Baronin (aus Brüssel gebürtig und in Dresden erzogen, Töchter eines Oberstlieutenant v. Jallois) besaßen französische Leichtigkeit und Anmuth, verbunden mit deutscher Offenheit und Herzlichkeit. Kein Wunder, dass dieses Haus in weitem Umkreise der Glanzpunkt feiner Geselligkeit war. — Es war nicht leicht, der Nachfolger eines für die Gesellschaft so vielseitigen Mannes, wie Dr. Hesse, zu werden; dass ich ihm nachstand und ihm nie gleich werden würde, fühlte ich klar und deutlich. Ich wurde aber doch zu seinem Nachfolger erkoren, vornehmlich durch Zangens Einfluss und Empfehlung: es blieb nur das unangenehme Geschäft übrig, mich von der Familie v. Freytag zu lösen. Mir schien es damals, als sei mein Wirken in dieser Familie von gar keinem Nutzen gewesen, weil die beiden Knaben von 9 und 11 Jahren, als sie mir übergeben wurden, sehr zurück waren: der jüngere konnte nicht einmal lesen und wusste weder die Zahl noch die Namen der Wochentage, und die 13jährige Tochter war unfleißig, kindisch und ungezogen. Zwar nahmen sie zu an Kenntnissen, aber nach meinen Wünschen und Erwartungen war es doch zu wenig: ich wollte so sichtbare Fortschritte, wie man sie bei geübteren und reiferen Schülern findet, und that insofern ihnen und mir selbst Unrecht. Die Tochter heiratete später, nicht mehr ganz jung, einen Arzt und wurde eine gute, verständige Frau, starb aber nach einigen Jahren. Dass ich auf den zweiten Sohn von 18 Jahren, der aber nicht mein Schüler war, einen guten

Einfluss hatte, diente mir zur Beruhigung. Dieser junge Mensch, nur 5 Jahre jünger als ich, war zum Militär von Geburt an bestimmt gewesen, und hatte also, wie es gewöhnlich war, bei allen vorigen Lehrern gar wenig gelernt. Aus dem Militärdienst wurde nichts, weil die als Kinder zur Garde eingeschriebenen Junker, deren einige Tausende waren, vom Kaiser Paul von der Dienstliste ausgestrichen wurden, da er die Kinderjahre nicht als Dienstjahre gelten liess. Was sollte er nun anfangen? Er hatte Verstand und Geist genug, um zu fühlen, wie sehr es ihm an Bildung fehlte, und da wir einander im Alter nahe waren, ich auch gern auf seine Fragen antwortete, so hatte ich sein ganzes Herz gewonnen. Es erwachte in ihm ein brennender Eifer, sich bilden zu wollen. Da war schwer zu rathen; auf Gelehrsamkeit konnte man es nicht anlegen; es blieb genug zu thun übrig, um nur gewöhnliche, allgemeine Bildung zu gewinnen. Ich unterstützte also bei seinem Vater seinen Wunsch, auf die Universität Leipzig zu gehen, weil ich durch seinen Eifer überzeugt war, dass es von Nutzen für ihn sein würde. Der Vater willigte auf mein Gutachten ein, denn er hatte ein grosses Vertrauen zu meiner Einsicht und Aufrichtigkeit. Heinrich Freytag ging also mit einem Hrn. v. Helmersen, der in ähnlicher Lage war, im Sommer oder im Frühjahr 1797 nach Leipzig und war so fleissig und wissbegierig, dass er in 16 Monaten mehr gelernt hatte, als viele seiner Landsleute in 3 Jahren. Er musste auf Pauls Befehl, wie alle im Auslande sich aufhaltenden russischen Unterthanen, 1798 zurückkehren, hatte zu Hause Langeweile und fuhr deswegen nach Reval, wo russische Truppen für englische Subsidien nach Holland gegen die Franzosen eingeschifft wurden. Dort trat er als Junker in ein Infanterieregiment, das sogleich nach der Ausschiffung noch taumelnd ins Gefecht kam. Er wurde am Fuss durch einen Bajonnetstich verwundet, doch nicht gefangen, kam nach England, wo er geheilt wurde, in 6 oder 9 Monaten englisch lernte und als Officier, der einzige deutsche unter blos russischen, mit dem Regimente nach Kurland zurückkehrte. Hier war er für den General, die Behörden und Einwohner eine unentbehrliche Person, denn weder der General noch sonst ein Officier verstand deutsch, und in einer Provinz, wo Niemand damals russisch verstand, bedurfte man eines Vermittlers. Er war Fähnrich; es sollten aber nur Lieutenants und Capitans als Adjutanten angestellt werden. Auf des Generals Bericht, dass er nur einzig diesen Fähnrich habe, welcher als Adjutant zu brauchen sei, befahl der

Kaiser, dass dieser Fähnrich hiermit zum Lieutenant ernannt sei. Das russische Armeecorps in Holland unter dem General Germann (einem ehemaligen wittenberger Studenten, der zuerst als Privatlehrer zu einem General nach Russland gekommen war — ein damals nicht seltener Fall) war geschlagen worden. Heinr. Freytag nahm 1801 oder 1802 seinen Abschied, um das väterliche Gut, das der Vater nicht mehr zu verwalten vermochte, zu übernehmen. Er wurde ein umsichtiger, thätiger Landwirth; ich sah ihn zuletzt 1812 in Dorpat, als er die Nachricht erhielt, dass sein Bruder Peter — der bessere Kopf von meinen beiden Schülern — in der Schlacht bei Borodino als Artillerielieutenant geblieben war. Er selbst starb 1813 an einem herrschenden Nervenfieber und hinterliess eine Wittve mit drei Söhnen.

Zum Januar 1798 war bestimmt, dass ich in Neu-Laitzen in der Familie des Baron Wolff eintreffen sollte. Da ich aber schon im December Owerlack verliess, gewann ich Zeit, meinen Landsmann und Freund Ranft, der mein Nachbar gewesen und jetzt in Lindenhof bei Wenden Privatlehrer für drei fast ganz erwachsene Barone Boye war, zu besuchen. Die Baronin Boye, Wittve seit ungefähr 15 Jahren, hatte den Ruf einer höchst verständigen, charakterfesten Frau, die den herrschenden Vorurtheilen sich ohne Furcht standhaft widersetzte. In ihrer Hauseinrichtung wurde der Mode nicht gehuldigt: die Tische waren von weissem Tannenholz, die Stühle ebenfalls, ganz schlicht; man stand früh auf, ass um 11 Uhr zu Mittag und um 7 Uhr zu Abend, und Jeder hatte sein angewiesenes Geschäft. Besuch des Adels liebte sie nicht, sie war selbst aus bürgerlicher Familie und hatte vor ihrer Heirat sich eine unabhängige Stellung durch Halten einer Privatschule in Riga zu schaffen gewusst. Die gehaltlosen Gespräche der adeligen Gutsbesitzer, ihr willkürliches, oft gewalthätiges Verfahren gegen ihre Bauern waren ihr sehr zuwider, und darum blieb sie bei ihrer altergebrachten Lebensweise, um solchen Besuch, den sie nicht gern sah, zu entfernen. So lange ihre Söhne einen Lehrer nöthig hatten, strömten andere Lehrer, Ausländer, wie zu einem Wallfahrtsort, oft nach Lindenhof; da fühlten sie sich frei von jedem Zwang, da konnten sie frei ihre Gedanken mittheilen, da fanden auch ihre zuweilen falschen Ansichten über Verhältnisse des Landes und der Zustände Berichtigung; an Erfahrung, auch oft an unparteiischem Urtheil übertraf sie uns Alle; sie förderte uns in unserer eigenen Bildung, ohne dass wir es selbst merkten. Es war nicht

möglich, mit mehr Geduld und Ruhe anmassende Aussprüche und abgeschmackte Meinungen anzuhören, als sie es konnte. Sie liess Jeden ausreden und fertig werden, widersprach nicht geradezu, sondern wusste auf Umwegen dahin zu führen, dass einer selbst die Unhaltbarkeit seiner Behauptungen einsehen musste. Gegen Tyrannei der Gutsherren sprach sie aber ohne Rückhalt und mit Nachdruck, und diese fürchteten sie. Mein Landsmann Ranft lag schon seit mehreren Wochen krank darnieder, als ich Abends, völlig unbekannt, ankam. Sie hatte bisher täglich einige Stunden am Krankenbette zugebracht, um den Leidenden, der mehr an hypochondrischen Grillen als an einem bestimmten Uebel litt, aufzuheitern, denn er war sonst ein ganz vorzüglicher Mann, dessen wohlthätigen Einfluss auf ihre Söhne sie hoch anschlug. Als sie nun hörte, dass er mich gern um sich haben wollte, wurde ich ihr darum lieb, denn stundenlang den hypochondrischen Kranken zu unterhalten, war ihr bei aller Hingebung doch zuweilen beschwerlich gefallen; nun konnte ich sie ablösen. Andere Personen mochte der Kranke nicht gern um sich sehen. Ich blieb vier Wochen in Lindenhof und wurde so vertraut, als wenn ich zur Familie gehörte. Die Söhne waren Feuerköpfe, am allermeisten der älteste, ich habe seines Gleichen nie wieder gesehen. Unter seine Sonderbarkeiten, deren er viele hatte, gehörte auch diese, dass er sich gern das Ansehen gab, als sei er ein Lobredner jeder Tyrannei und Eigenmächtigkeit der Mächtigen gegen die Bedrückten. Eigentlich wollte er nur seinen inneren Abscheu dagegen verbergen und hatte seine Freude daran, durch seine Reden den Unwillen und Abscheu besonders des weiblichen Geschlechts gegen sich zu erregen. In dieser Zeit gab es immer Veranlassung zu solchen Aeusserungen. Als das Reisen ins Ausland unter Alexander wieder erlaubt wurde, ging er 1801 nach Jena und Göttingen, wo er in drei Jahren mehr zu studiren die Absicht hatte, als er in fünfzehn hätte ausführen können. Auch England besuchte er; es war fast zu verwundern, dass er sich nicht noch früher aufrieb, was erst in seinem 29. Jahre geschah. Um dieselbe Zeit starb auch der dritte der Brüder, der ruhigste von allen, aber blinder Nachahmer des ältesten auch in seinen Unregelmässigkeiten. Seit dieser Zeit mochte die Mutter keine neuen Bekanntschaften mehr machen, ich war die letzte gewesen und behielt auch ihr Vertrauen und ihre Zuneigung bis zu ihrem Tode. Der zweite Sohn übernahm das Gut, das er, wie er selbst sagte, strenger bewirthschaftete,

denn die nicht überall hindringende Aufsicht der Mutter hatte manchem Unterschleif Raum verstattet. Die Bauern dieses Gutes waren weit und breit damals die glücklichsten und genossen alles, was freie Leute haben können. Von dem ältesten der drei Brüder hatte der Generalsuperintendent Sonntag, der viele Jahre hindurch einige Wochen im Sommer in Lindenhof zubrachte, die Meinung, dass er, wenn er länger gelebt hätte, wahrscheinlich wahnsinnig geworden sein würde.

Im Januar 1798 traf ich dann in Neu-Laitzen ein. Das grosse Haus war so mit Gästen überfüllt, dass ich mit Mühe eine Schlafstelle fand. Alles war mir fremd, und in diesem Gewirre fand ich auch keinen Anknüpfungspunkt. Dr. Hesse wollte noch vier Wochen bleiben, um mich einrichten zu helfen. Die zwei ältesten Söhne reisten dann mit ihm bis Königsberg, wo sie bleiben mussten, denn auf eine entferntere Universität zu gehen, war schon verboten, und bald genug mussten alle russischen Unterthanen zurückkehren. Dr. Hesse ging nach Jena, konnte schon nach zwei Jahren Dr. med. werden, ging darauf nach Konstantinopel, wo er in zwei Jahren sich viel verdient hatte, aber alles wieder verlor, da das Donauschiff, auf das er seine Habe in Waaren geladen hatte, zu Grunde ging. Er hatte gehofft, diese Güter in Russland mit Vortheil wieder umsetzen zu können. Dieser Unfall nöthigte ihn, Leibarzt in Jassy bei dem Hospodar der Wallachei zu werden, bei dem er auch zwei Jahre blieb und nach längerer lebensgefährlicher Krankheit ohne grosse Schätze nach Riga zurückkehrte, reich an Erfahrungen, die aber keine angenehmen Erinnerungen zurückgelassen hatten. Er lebte in Riga als geschätzter Arzt und beliebter Gesellschafter und starb im Kriegsjahre 1812, als man unnöthig und in grosser Unordnung die Vorstadt abgebrannt hatte, wodurch grosses Elend über Tausende kam. In Folge dieses elenden Zustandes trat das Nervenfieber auf, dem auch er wie viele Andere unterlag.

Als ich mein Geschäft in Neu-Laitzen anfang, fand ich manches anders, als ich erwartet hatte. Allerdings waren die Schwestern der Baronin und sie selbst von ungewöhnlicher Bildung und wohlwollender Gesinnung; der Hausherr selbst war ein Mann von grosser Ordnungsliebe, Thätigkeit, Gerechtigkeit und Milde gegen die Bauern; er war in Sachsen-Meiningen als Page erzogen, hatte sechs Jahre in Dresden bei der Garde gedient und war mithin nicht durch frühe Gewöhnung gegen den traurigen Zustand der Leibeigenen

abgestumpft, sowie er auch keine der Landjunker-Gewohnheiten kannte: er spielte nicht, hielt und besuchte keine Jagd; dieses Geschäft besorgte allein ein dazu angestellter Jäger, um die Tafel mit Wild zu versorgen. Nur auf gute Pferde hielt er viel, deren 20 bis 30 auf dem Stalle waren, die aber auch bei den vielen Reisen nöthig waren, die er im Sommer zuweilen mit seiner ganzen zahlreichen Familie auf seine anderen Güter unternahm. Zu dieser wohlgeordneten Einrichtung schien es mir nun nicht recht zu passen, dass die Knaben — zuerst zwei, weiterhin noch ein dritter — im Unterricht sehr vernachlässigt waren; sie hatten an Dr. Hesses Unterricht keinen Theil gehabt, den nur die drei ältesten Söhne und zwei Töchter — die jüngere auch nur wenig — genossen hatten. Der dritte Sohn aus Hesses Schule, 14—15 Jahre alt, wurde mein ältester Schüler und bedurfte besondere Lehrstunden, denn die jüngeren waren im Alter und noch mehr in den Kenntnissen zu weit hinter ihm zurück. Einige Lectionen hatte er mit seiner Schwester, die um etwa zwei Jahre jünger war, gemeinschaftlich. Die Stunden für diese beiden älteren Geschwister waren mir eine Erholung nach dem mühsamen Geschäft des Lesenlassens mit den jüngeren Knaben, denn nach zwei ganz entgegengesetzten, verkehrten Methoden waren die armen Knaben noch nicht dahin gekommen, dass sie nur leidlich hätten lesen können. Erst hatte die Mutter in der guten Meinung, dem künftigen Lehrer vorzuarbeiten, die Knaben aus Campes Robinson lesen lassen, aber so, dass sie selbst die Worte, mit dem Griffel darauf zeigend, aussprach und von den Knaben mitsprechen liess. Dies wurde so oft wiederholt, bis sie mehrere Seiten ziemlich richtig scheinbar lasen, eigentlich aber nur auswendig hersagten, indem sie mit dem Griffel auf den Zeilen fortrückten. Die Mutter freute sich der Fortschritte, bis der Musiklehrer, der nun den Unterricht fortsetzen sollte, die traurige Entdeckung gemacht hatte, dass sie durchaus gar nicht lesen konnten, was sie nicht auswendig wussten. Um ihnen abzugewöhnen, blos zu errathen, was für Worte etwa dastehen könnten, liess er das letzte Wort auf jeder Seite zuerst lesen, und so immerfort von unten auf, bis er endlich auf der ersten Zeile bei dem ersten Worte ankam. Das Errathen hatten sie sich durch diese Methode allerdings abgewöhnt, dagegen aber die traurige Fertigkeit angenommen, jede Spur des Denkens von sich fern zu halten; eine vollständigere Leere an Gedanken konnte es nicht geben. Es brauchte viele Monate Zeit, um sie dahin zu bringen, dass sie im Stande waren, zu sagen, wovon in

einem kurzen Satz von 6—8 Zeilen die Rede gewesen. Dagegen lernten sie französisch lesen, weil man es noch gar nicht vorgenommen hatte, in ganz kurzer Zeit, und machten auch im Uebrigen genügende Fortschritte. Die Eltern, auch die sehr zärtliche Mutter, hielt streng darauf, dass die Kinder gehorsam waren; wenn einem Knaben, wegen Unfleisses, verboten war, von mehr als einer Speise sich Mittags vorzunehmen (wobei er also nicht zu hungern brauchte), so sah die Mutter darauf, dass nicht durch heimliches Zustecken der Dienerschaft das Gebot des Lehrers vereitelt wurde. Auch durften die Kinder von den Dienstleuten, obwol diese Leibeigene waren, nichts befehlsweise fordern; letztere waren darauf angewiesen, es dann gar nicht zu beachten, vielmehr mussten die Kinder um die Dienstleistung bitten und sich überhaupt nicht viel bedienen lassen, so wie es in Deutschland Gebrauch ist.

Unter den vielen Besuchen, die so oft eintrafen, war auch ein Mann, der an Gehalt wohl Alle übertraf. Es war der Minister Baron Krüdener, damals vom Kaiser Paul als dänischer Gesandter abgerufen und ausser Thätigkeit. Er lebte ungefähr ein Jahr auf dem seiner Gemahlin gehörigen Gute Kosse, mit seinem etwa 15jährigen, harthörigen Sohne, der später bei Gesandtschaften in Amerika und Europa gebraucht wurde, und dessen Lehrer, einem emigrirten französischen Grafen. Des Ministers Gemahlin, die Tochter des Geheimraths Vietinghof von Marienburg, lebte getrennt von ihm stets auf Reisen, dieselbe, welche später als Prophetin und Seligmacherin durch bergeversetzenden Glauben so bekannt wurde. Damals war es blos die irdische Liebe, der sie sich mit aller Kraft ihres erfinderischen Geistes widmete. Ihr Roman «Valerie», eine Nachahmung von Werthers Leiden, der nur die Tiefe des Gemüthes und noch manches Andere fehlt — schildert sprechend die geistreiche Eitelkeit dieser Frau. Zuweilen trafen die Gatten zusammen, wie einmal in Riga, wo sie die froh Ueberraschte spielte und der Gesellschaft eine Scene ehelicher Eintracht gab. Dem Minister waren wissenschaftliche Studien Lebensbedürfnis; er las mir, da ich einmal mit meinem ältesten Schüler nach Kosse gefahren war, einen Theil einer Uebersetzung von Ciceros Buch «*De officiis*» vor, indem er mich bat, sie mit dem lateinischen Original zu vergleichen. Sie übertraf in Kürze und Kraft des Ausdruckes, wie es mir schien, die Uebersetzung von Garve, die mir im Gedächtnis war. — Bekanntlich glaubte Kaiser Paul, wie viele andere Herrscher, die französische Revolution liesse sich

durch Gewalt der Waffen niederdrücken. Der Minister hatte aber die Ueberzeugung, sie werde ihren Weg durch ganz Europa machen, bis an die Grenzen von China, wie es denn auch unter anderen Namen geschehen ist. Er wurde wieder zum Dienst berufen, hat aber zuletzt als Gesandter in Berlin, mehrere Jahre später, sein Leben freiwillig geendigt.

Zu den wichtigeren Erfahrungen rechne ich, dass ich bei dem Geheimrath v. Vietinghof, Bruder der Frau v. Krüdener, in Marienburg bekannt wurde, eingeführt durch den Lehrer Cand. Petersen. Es war, wie man glaubte, das reichste und prächtigste Haus im Lande. Der Geheimrath besass viele grosse Güter, hatte Deutschland, Italien, Frankreich durchreist, war ein Kenner und Verehrer von Kunstsachen, deren er zu hohem Preise eine Menge angeschafft hatte, besass Sammlungen von Mineralien und Conchylien, von physikalischen Apparaten und verschiedenen Merkwürdigkeiten, und freute sich sehr, wenn er Jemand fand, der sich dieses Alles von ihm erklären liess und wirklichen Antheil daran nahm. Er ermüdete nicht, mir einmal einige Stunden lang mit dem elektrischen Apparat viele sinnreiche Experimente vorzumachen; es war ein drückend heisser Sommertag, und der Schweiss floss ihm über das Gesicht, aber ihn beschwerte es nicht. Es sei ihm ein seltener Genuss, sagte er, Jemand zu treffen, der Sinn für Wissen und Kunst zeige, alle seine Nachbarn wollten davon gar nichts wissen. Ich war seit dieser Zeit immer gern bei ihm gesehen und mit Zuvorkommenheit behandelt. Seine Eitelkeit, seinem ganzen Hauswesen den Anstrich eines regierenden Fürsten zu geben, führte ihn leider zu mancher unnützen Verschwendung, seine Kunstkenntnis und sein Geschmack wurden ihm wirklich verderblich. Er fing an, mancherlei Prachtgebäude aufzurichten, die zuweilen gar nicht beendigt wurden, weil er die Lust dazu verlor und wieder etwas Anderes anfang. Wesentliches, was wirklichen Nutzen gebracht hätte, wurde vernachlässigt; geschickte ausländische Handwerker und Künstler wusste er durch das Versprechen grossen Lohnes herbeizuziehen, doch konnte er sie nicht lange beschäftigen und zahlte den Lohn nicht pünktlich oder verkürzt aus, worauf sie bald davonzogen. Manche liessen sich in Dorpat oder als Landwirthe nieder, wo sie der Stadt und dem Lande Nutzen und sich selbst ein gutes Auskommen verschafften. Dieser feingebildete Welt- und Hofmann, gewohnt und beflissen, sich Jedem angenehm zu zeigen, von grosser Gabe der Unterhaltung und Fertigkeit im Erzählen (wobei man auf historische Treue

aber nicht im Geringsten rechnen durfte), — dieser war in Beziehung zu seinen Bauern ein ganz anderes Wesen, da war er hart, durchaus despotisch und willkürlich, er verwandte grössere Sorgfalt auf seine Hausthiere als auf sie; daher lebten sie auch in grossem Elend. In dieser Denkart waren ihm aber viele gleich, nur fiel sie bei ihm, einem so kunstgebildeten Manne, mehr auf. Viel später, 1827, sah ich ihn in Dorpat wieder, wo ich seinen zwei Töchtern Unterricht in der deutschen Literatur und Sprache gab, was deren Grossmutter, die Fürstin Lieven (Erzieherin der Grossfürstinnen und Freundin der Kaiserin Maria), ausdrücklich verlangt hatte, damit ihre Enkelinnen deutsch bleiben und nicht französisch werden sollten. Was für eine Verwüstung hatte die Zeit an diesem Manne ausgeübt! Dieser unermüdliche Erzähler und fertige Sprecher in mehreren Sprachen war durch den Schlag auf einer Seite und auch an der Zunge gelähmt, er konnte mit aller Mühe nichts aussprechen, als die drei Silben: eins, zwei, drei. — Aber seine Mienen waren so ausdrucksvoll und das Gesicht so beweglich, dass man ihn doch in der Hauptsache verstehen konnte. Er erkannte mich nach so vielen Jahren gleich wieder, lud mich ein, mich neben ihn zu setzen, und er nahm Theil an dem, was ich ihm erzählte. Ein späterer Schlaganfall hatte ihn der Vernunft völlig beraubt und ihm nur das thierische Leben, das nach Nahrung strebt, übrig gelassen. So ist er auch gestorben.

Nie, glaube ich, durch meinen Unterricht so viel bewirkt zu haben, als bei der älteren dieser beiden Fräulein Vietinghof. Sie kannte von der ganzen deutschen Literatur nichts als etwas von der Bibel und verschiedene Lieder aus dem Gesangbuch, schrieb aber das Deutsche viel besser und richtiger, als man hätte erwarten sollen, aber sie hatte viel französisch gelesen, war geübt im Denken und sonst gut und gründlich unterrichtet. Die deutsche Sprache hatten beide blos durch den Umgang geübt, und zum Glück durch den Umgang mit gebildeten Personen. Einige Sammlungen aus deutschen Schriften waren ihr für ihre Wissbegierde nicht genug, sie wollte ganze Werke. Ohne noch recht zu wissen, welche Richtung ihr Geschmack hätte und wie weit ihr Verständnis der deutschen Sprache reichte, gab ich ihr den historischen Roman von Benedicte Naubert, geb. Erbenstreit, der von Mädchen immer sehr begierig gelesen wurde: Thekla von Thurn. Sie hatte sich von dem Buche nicht trennen können und tief in die Nacht hinein gelesen, wusste auch einen vollständigen Bericht darüber zu erstatten.

Schillers Gedichte erschlossen ihr eine neue Welt, sie hatte nie eine Ahnung von solchem geistigen Leben gehabt. Ich musste auf Vorstellung der Mutter dem Eifer Einhalt thun, weil sie sich fast ganz den Schlaf entzog. Zuletzt las ich mit ihr Hermann und Dorothea, und auch auf dieses anmuthige Gedicht, voll des innigsten Seelenlebens, wusste sie einzugehen. Sie war etwa 16 oder 17 Jahre alt.

Das Jahr 1800 brachte eine Veränderung in mein ganz vernünftliches wie auch einförmiges Leben. Ein zufälliges Misverständnis brachte mich auf den Entschluss, das Haus verlassen zu wollen, was man nicht erwartet und mit Empfindlichkeit aufgenommen hatte; nach näherer Erklärung fand es sich freilich, dass man sich von beiden Seiten nicht verstanden hatte, doch waren bereits Schritte geschehen, die nicht gut zurückgethan werden konnten; gleichwol vergingen noch drei Vierteljahre, ehe ich das Haus wirklich verliess, und daraus ergab sich, dass dieser Trennung nichts Verletzendes vorausgegangen war, was Manche sich als nothwendig gedacht hatten. Ich gewann dabei ein grösseres Gehalt: es wurde mir nämlich, bei dem Mangel an Lehrern, das jetzt gesteigerte Gehalt von 300 Thlr. Alb. = 400 Thlr. sächs. angeboten, während ich bisher in Neu-Laitzen erst 200, später 240 Thr. Alb. gehabt hatte.

So kam ich dann im August 1800 nach Kokenhof bei Wolmar, 15 Meilen von Riga, in die Familie Anborn von Hartwiss, wo ich bis zum Mai 1803 blieb.

Hier hatte ich blos einen Knaben von 7—8 Jahren und seine Schwester von etwa 13 Jahren zu unterrichten. Der Knabe war bisher blos im Zimmer seiner Mutter, die dasselbe nie verliess, aufgewachsen, hatte von den älteren Schwestern und der Mutter den ersten Unterricht gehabt und, da er regen Geistes war, durch eigenes Lesen unglaublich viel gelernt. Er kannte Schrökh's Weltgeschichte für die Jugend, 6—7 Bände, die er drei Mal gelesen hatte, aufs Genaueste und schrieb fast ganz fehlerfrei. Sein Gedächtnis war so vortrefflich, dass er des Auswendiglernens fast gar nicht bedurfte. Französische Wörter behielt er, wenn er beim mündlichen Uebersetzen die Bedeutung gehört und beim schriftlichen Uebersetzen sich eingeprägt hatte, vollkommen.

Ein solcher Schüler machte natürlich keine Mühe, der Unterricht war eine angenehme Unterhaltung. Die seit ihrem 5. Jahre gelähmte kränkliche Schwester des Knaben war nicht unfähig,

doch durfte man ihres leidenden Zustandes wegen keine grossen Anforderungen an sie machen; es schien, als wenn sie überhaupt nicht lange leben würde, was jedoch anders kam, denn sie hat ein hohes Alter erreicht, obwol fortwährend kränklich. Da ausser den Schulstunden der Knabe im Zimmer der Mutter, seine Schwester bei den ibrigen war, so behielt ich viel Zeit ungestört für mich, die ich auf das Lesen bedeutender Schriftwerke verwandte. Der älteste Sohn, 10 Jahre älter als sein Bruder und 10 Jahre jünger als ich (18 Jahre alt), sollte zwar einige Vorbereitung zur Universität bei mir empfangen, hielt aber nicht lange aus. Das Naturrecht war ihm zu trocken, auch die *Institutiones juris* sagten ihm nicht zu, also richtete er es bald so ein, dass er zu der festgesetzten Stunde ausritt oder irgend etwas Anderes vornahm. Er war literarisch gebildeter, als junge Leute in diesem Alter gewöhnlich zu sein pflegen; seine metrischen Uebersetzungen aus dem Ovid waren vortrefflich, mit unermüdlicher Geduld konnte er an einigen Versen stundenlang feilen, ehe er sich selbst genügte; seine Belesenheit in der schönen Literatur, der deutschen und französischen, war überraschend. Er hatte früh zwei vortreffliche Lehrer nach einander gehabt, darauf in Riga seine Studien fortgesetzt und glaubte, dass er sich nun selbständig zeigen müsse, als ein Mann, der sich selbst forzuhelfen weiss. Daher setzte er sich mit mir auf den Fuss der Gleichheit, wir wurden und blieben stets gute Freunde. Im J. 1801, nach des Kaiser Pauls Tode, wurde das Reisen ins Ausland wieder erlaubt, und nun ging er mit dem älteren Baron Boye, sowie viele Andere, nach Jena auf die Universität, später nach Göttingen, machte Reisen und kehrte 1806 zurück. Vier ältere Schwestern als er und zwei jüngere ausser dem Bruder waren im Hause; diese älteren waren alle von viel höherer Bildung als gewöhnlich, und daher von manchen Ihresgleichen theils gefürchtet, theils beneidet. Sie folgten der damals herrschenden sentimentalischen Richtung, gegen welche ihre Tanten Katharina und Lisette v. Hartwiss und deren Schwester, verwitwete Generalin du Bosquêt, die den Sommer von Riga wegzog und ihn auf dem Lande zubrachte, nicht gleiche Neigung hegten; ihnen galt Wieland am meisten und fast allein, und Voltaire mehr als Rousseau. Diese Verschiedenheiten liessen es zu keiner rechten Harmonie in Herz und Sinn kommen. Die Tanten tadelten zu viel, und die Nichten waren nicht fügsam.

Es war ein neuer Abschnitt in meinem Leben. In des Baron Wolfs Familie blieb mir für mein eigenes Fortschreiten wenig

Zeit übrig, da ich die Knaben Tag und Nacht um mich hatte; in Kokenhof schien es mir dagegen, dass ich zu wenig zu thun hätte für das Geld, das ich erhielt, und ich ging schon mit dem Gedanken um, statt 300 Thlr. Alb. nur 250 annehmen zu wollen. Glücklicherweise redete mir die Baronin Boye dies aus dem Sinn. Das wird Niemandem von der Familie etwas helfen, sagte sie. Es ist besser, Sie nehmen es und wenden es den Ihrigen zu, als dass der Herr von Hartwiss in Riga nur 50 oder 100 Thlr. mehr verspielt.

In der Nähe von Wolmar lebte auf seinem Gute Kaugershof der Graf Mengden, dessen Mutter eine Gräfin Solms aus Sachsen war, wo er auch erzogen worden. Dieser Mann war, wie seine bis ins hohe Alter rasche, heitere und geistvolle Mutter, von vielseitiger Bildung und herzlichem Humor und ganz frei von den gewöhnlichen Standesvorurtheilen. Es bildete sich nach und nach ein wirklich freundschaftliches Verhältnis zwischen uns. Er starb 1812 in Riga am Nervenfieber zu der Zeit, als das französische Heer die Grenzen betrat. Schon lange hatte ihm Napoleons Streben nach der Herrschaft über Europa den tiefsten Kummer gemacht, seine ganze Seele war von Abscheu gegen dessen unersättliche Herrschsucht erfüllt.

In der kleinen Stadt Wolmar, 1 Stunde von Kokenhof, lebte ein geschätzter Arzt Dr. Walter mit einer zahlreichen Familie. Er lebte ganz seinem Berufe und achtete es wenig, wenn seine meist glücklichen Bemühungen nicht nach Gebühr vergolten wurden, daher waren und blieben seine Vermögensumstände knapp. Er starb 1807, nur 51 oder 52 Jahre alt, und hinterliess 6 Söhne und 4 Töchter. Sie waren sämmtlich von höherem Wuchs und grösserer Stärke als gewöhnlich, aber auch mit der von beiden Eltern vererbten Anlage zu Gicht und Leberkrankheit geboren, doch von ausgezeichneten Geistesgaben und merkwürdiger Charakterstärke, ebenso die 4 Schwestern, von denen 3 als Hausfrauen und Mütter, und die vierte als stets bereite Helferin in der Familie viel Gutes wirkten. Noch (1847) leben zwei der Brüder, der ältere als Professor der Entbindungskunst in Dorpat, der andere als Pastor in Wolmar und Assessor des Generalconsistoriums in Petersburg, jeder von ausgezeichnete[r] Wirksamkeit.

Auf dem grossen Gute Wolmarshof — nahe bei Wolmar — lebte die reiche Familie Löwenstern; um sie sammelte sich im Sommer ein Schwarm von Gästen, 3—4 Monate lang ohne Unterbrechung; viele behielten selbst wochenlang ihre Pferde und

Equipagen in Wolmarshof; täglich war das Haus ein offener unentgeltlicher Gasthof, die Kosten also nicht gering und die Sorge, so viele Menschen gesellig zu unterhalten, sehr mühevoll. Daher war ein Musikus, Maler oder wer sonst eine Gabe der Unterhaltung besass, ein stets erwünschter, willkommener Gast. Die Last solcher Gastfreiheit war es wol vorzüglich, die, als nach Pauls Regierung die Reisen ins Ausland wieder freigegeben wurden, zu dem Entschluss trieb, dass die ganze Familie 1802 oder 1803 nach Berlin und Dresden zog, wo sie, obwol glänzend, doch wohlfeiler lebte, als zu Hause und wo sie viele Jahre verweilte.

(Schluss folgt.)





Die Physik des Wassers.



Von zahllosen mächtigen Factoren ist die Gestaltung der Welt abhängig. Unser Drang nach Erkenntnis sucht den Einfluss zu ergründen, den jede einzelne und besonders den die mächtigsten Kräfte ausüben. Den hervorragenden Antheil des Wassers zu kennzeichnen, ist eine Aufgabe, die um so dankenswerther erscheint, als man so häufig einer Geringschätzung dieses Stoffes begegnet, die in grellestem Widerspruch steht zu der Einsicht, die die Wissenschaft uns vermittelt, die aber auch zum Theil wenigstens jedem Menschen, ja dem Wilden in freier Natur geläufig ist. Es sucht der Kolonist sich einen Platz zur Niederlassung und Erbauung einer Heimstätte aus, nicht eher, als bis er sich überzeugt, ob er frei gespendetes Wasser in der Umgebung findet. Das Wasser vermittelt die Ernährung aller Lebewesen. Wie das organische Leben, so sind die anorganischen Veränderungen wesentlich durch dasselbe bedingt. Besteht doch der thierische Körper wie der pflanzliche zum grössten Theile selbst aus Wasser, und für die grösste Anzahl von Organismen ist es zugleich dasjenige Element, in dem sie leben, von welchem getrennt eine Fortexistenz unmöglich wird. Für die nicht im Wasser lebenden Organismen ist die Anwesenheit desselben in der Atmosphäre gleichfalls wesentlich, da bei absoluter Trockenheit selbst der ruhende Keim seine Lebenskraft verliert oder dadurch dieselbe sich erhält, dass er seinen Inhalt an Wasser mittelst einer undurchlässigen Kapsel sich bewahrt. Nicht minder beruht unsere gesammte Technik und Industrie auf zweckmässiger Mitverwendung dieses Stoffes.

Die Unentbehrlichkeit desselben wird daher fraglos von Jedermann zugestanden werden, denn fehlte uns dasselbe gänzlich, so träte sofort jene unabänderliche Stille ein, die wir von jeher auf dem Monde erkennen. Doch bleibt dem denkenden Menschen noch Manches zu überlegen übrig, um zu einer, wenn auch nicht völligen, so doch erheblich tieferen Würdigung dieses Körpers zu gelangen. Fassen wir zu diesem Zwecke bestimmte Eigenheiten des Wassers der Art ins Auge, dass wir dieselben quantitativ anderswerthig annehmen und die Consequenz solcher Annahme zu ziehen suchen. Auf den ersten Anblick erscheint die Frage müssig, was einträte, wenn dieser oder jener Körper nicht vorhanden, wenn von dieser oder jener Kraft abgesehen wäre; ist doch das Urwesen der Körper unabänderlich, und entspricht somit jener hypothetischen Annahme keine Realität. Indess gewinnen wir aus solch einer Untersuchung eine Erkenntnis derjenigen Umstände, denen wir das So- und nicht Anders-Sein der Erde zuzuschreiben haben.

Es liegt auf der Hand, dass die unendlich mannigfachen Stoffe sehr verschiedenen Werth besitzen, manche Substanz, ja manches chemische Element erscheint völlig entbehrlich, wie beispielsweise das Didymmetall, andere sind mehr oder weniger entmissbar, Gold und Silber eher als Eisen und Natrium. Solche Fragen erscheinen keineswegs müssig, vielmehr finden wir den Nutzen in der Erkenntnis der Dignität des Elementes. Allemal muss dabei die Richtung, in welcher die Werthschätzung geschieht, beachtet werden. Wenn ein Metall in der Technik den ersten Rang einnimmt, kann ein anderes für das Gedeihen gewisser Organismen hohen Werth haben. In solcher Weise hat sich mancher Lehrsatz gewinnen lassen über die gegenseitige Abhängigkeit der Pflanzen- und Thierwelt. Was soeben «Dignität» einer Substanz genannt wurde, wird sich je nach dem Ziele der Verwendung oder Ueberlegung verschieden gestalten. Wie oft ward ein Stoff für werthlos gehalten, bis eine plötzliche Entdeckung ihn in die Kategorie der kaum entbehrbaren brachte. In der Steinzeit war das Eisen noch unbekannt, und so könnte in der zukünftigen Entwicklung der Menschheit auch wol ein anderes Element plötzlich zu ungeahnt hoher Verwendung kommen.

Eine anders geartete Werthschätzung gewinnen wir, wenn, wie erwähnt, die wesentlichsten physikalischen Eigenschaften eines Körpers, und speciell heute des Wassers, ins Auge gefasst, jeder einzelnen solchen Eigenschaft besondere Aufmerksamkeit

geschenkt, dieselbe nur quantitativ variirt und die Consequenzen untersucht werden. Es erschliesst sich hierdurch oft ein Einblick in den wunderbaren Zusammenhang der irdischen Erscheinungen. Bei der vorhin discutirten allgemeinen Werthschätzung, wie bei der soeben erwähnten partiellen Werthung einzelner Eigenschaften darf nicht ausser Acht gelassen werden, dass jeder Stoff und jede seiner Eigenschaften unter Umständen eben so störend und vernichtend, wie sonst segensreich wirken kann.

Wenn das Wasser im Ocean Milliarden von Organismen das Leben gewährt und auf seiner Oberfläche den Verkehr der Menschheit ermöglicht, so bringt doch das erregte Element in zahllosen Fällen Verderben und Tod. Der Regen befruchtet Felder und Wälder, im Uebermass bringt er Ueberschwemmung und Zerstörung. Ebenso bedingen zwar die lebenswirkenden Eigenschaften des Wassers die Möglichkeit des Wachstums, sie bergen aber auch den Keim zur Fäulnis. Hier ist es oft das Quantum, das Unheil verursacht; ähnlich kann auch die zufällige oder momentane Beschaffenheit hemmend oder todbringend wirken, ich erinnere an eine zu hohe oder zu geringe Temperatur einer sonst richtig abgemessenen Menge. Von solchen Fällen soll in der Folge abgesehen werden. Es gilt nicht den momentanen Zustand, sondern die bleibenden, ewig unveränderlichen Eigenschaften zu kennzeichnen, die in der Wissenschaft deshalb physikalische Constanten genannt werden.

Ehe wir auf unser Problem eingehen, sei es gestattet, noch an einigen Beispielen nachzuweisen, in welcher Weise unsere gesammte Existenz an das Dasein gewisser Kräfte gebunden ist, und wie letztere trotzdem vom Laien nicht genugsam gewürdigt werden, obwol der Segen derselben auf Schritt und Tritt uns begleitet. Nicht leicht wird Jemand den Werth der elastischen Kräfte übersehen; denselben verdanken wir die Festigkeit der Materie, also auch der Gebäude, Utensilien, wie eines jeden Körpers von bestimmter Gestalt, ja der Erde selbst, — ferner aber den Schall, das Licht und unzählige viele der höchsten irdischen Güter. Wie oft aber wird die Kraft der Reibung unterschätzt. Man empfindet dieselbe in bewusster Weise meist als Hemmnis, wo sie unserem momentanen Vorhaben störend in den Weg tritt. Die zahllosen Felsblöcke in unseren Aeckern sind stumme und doch beredte Zeugen dieser Wahrheit. Gar zu leicht aber übersieht man andererseits, wie alle Existenz, alle freie Bewegung durch

Reibung allein möglich wird. Schwände dieselbe plötzlich, so würden sofort alle Körper auf den tiefsten Punkt hinstrebend zusammenlaufen. Die Unfreiheit auf dem Glatteise lässt uns ahnen, wie erbarmungslos die ganze Welt zu Grunde gehen müsste. Ohne Reibung gäbe es kein Seil, keinen Gespinnstfaden, kein Gewebe.

Gehen wir zur Beantwortung der aufgestellten Frage über, zur Untersuchung der Beschaffenheit der Erde und ihrer Bewohner in ihrer Abhängigkeit von bestimmten Eigenschaften des Wassers.

Wir kennen das letztere in drei Aggregatformen: im festen Zustande als Eis, im flüssigen als Wasser, im gasförmigen als Dampf. Auf Umwandlung der einen Form in die andere beruht die Witterung, in Folge dessen aber auch die Configuration der Erdoberfläche. Aus dem Ocean, der Zweidrittel der Erde bedeckt, erhebt die Energie des Sonnenlichtes das Wasser in Form von unsichtbarem Dampf. Derselbe wird flüssig in feinsten Niederschlagsform als Wolke und Nebel über Länder und Meere fortgeführt, fällt als Regen und Schnee nieder, nur wenige Erdstrecken vermeidend, die, dadurch auf Jahrtausende zur Wüste verurtheilt, unfähig sind, Lebewesen zu ernähren. Der festgewordene Theil, der Schnee, bleibt auf Berghöhen ruhen und auf flachem Lande, beiläufig nur dank der Reibung, denn sonst flösse Schnee wie Wasser sofort in die tiefsten Stellen der Umgebung. Dieser Schnee sammelt sich in Hochgebirgen zu ungeheuren Massen an, so dass die Last, der Kraft der Schwere folgend, die Reibung überwindend, langsam in die Thäler fließt in Form gewaltiger Gletscherströme. Ein Theil wird wiederum durch Sonnenenergie geschmolzen und fließt, Wasserströme bildend, durch die vom Regenwasser selbst geformten Bette dem Ocean wieder zu, in bekannter Weise überall Cultur und Wachsthum aller Art erzeugend. — Das Wasser verrichtet hierbei ein Werk langsamer Zerstörung, besser: langsamer Veränderung, schleppt unausgesetzt feste Theile der erhobenen Erdmassen mit in die Tiefe, allmählich die Unebenheiten der Oberfläche ausgleichend. — Für das Ebenmass dieser Veränderung ist nur eine physikalische Eigenschaft des Wassers massgebend, das ist die latente Schmelz- und Verdampfungswärme. — Man pflegt Wärmemengen bekanntlich nach sog. «Calorien» zu messen. Um ein Kilogramm Wasser um 1° Cels. zu erwärmen, gehört eben ein gewisses Wärmequantum; dieses

wird eine Calorie genannt¹. Um nun ein Kilogramm Eis zu schmelzen, braucht man 80 solcher Wärmemengen, also 80 Calorien. — Schon von dieser Zahl ist die Configuration der Erde bedingt. Wir kennen andere feste Körper, von welchen ein Kilogramm schon mit fünf Calorien geschmolzen wird. Hätte das Eis plötzlich diese geringe latente Schmelzwärme, so müssten wir im nächsten Frühjahr einer bedeutenden Umgestaltung der Erdoberfläche entgegensehen. Denn bei beginnendem Frühjahr würde aller Schnee auf den Bergen in 16 Mal kürzerer Zeit, als es jetzt geschieht, geschmolzen sein. In Folge dessen würden wol sämtliche Gletscher der Erde verschwinden, die plötzlich fortlaufenden Wassermassen würden Ueberschwemmung und Verheerung aller Art hervorrufen.

Die Frage, was aus unserer Erde geworden wäre, wenn die latente Schmelzwärme von jeher statt 80 nur 5, ja selbst nur 50 Calorien betragen hätte, lässt sich, wie ich glaube, gar nicht beantworten. Es ist nur absehbar, dass in Folge dessen eine Ansammlung von Gebirgsschnee undenkbar wird, vielleicht beide Erdpole frei von Eis wären. Allein in solchem Falle gäbe es sicher nicht die uns bekannte jetzige Erdoberfläche, an welcher gerade das Eis mit seiner bestimmt bemessenen latenten Schmelzwärme ein wesentlicher Factor gewesen ist. Von ganzen Länderstrecken lässt sich nicht sagen, ob sie in solchem Falle überhaupt über dem Wasserspiegel ständen.

Ebenso massgebend ist die latente Verdampfungswärme des Wassers. Um 1 Kilogramm Wasser in Dampf zu verwandeln, werden 537 Calorien verbraucht. — Hieraus ergibt sich ein verhältnismässig beträchtliches Quantum von Wärme als nöthig zur Bildung von Wassergas. — Doppelt so viel Wolkenbildung, doppelt so viel Regen und Schnee wäre in roher Schätzung die erste Folge, wenn nur 300 Calorien genüßten, um 1 Kilogramm Wasser zu verdampfen. — Auch hier können wir kaum die Consequenzen zu Ende führen, denn der vermehrte Gehalt an Wolken in unserer Atmosphäre würde uns jeden blauen Himmel für immer verschliessen. Im Sommer wie im Winter hingen die fliehenden Wolken herab, so rasch, wie sie entstanden, auch bereit, sich wieder in strömenden Regen umzuwandeln. — Selbst eine

¹ Eine Calorie ist also eine Wärmemengeneinheit, nach welcher alle anderen Wärmemengen gemessen werden.

geringe Aenderung jener beiden Wärmegrössen liesse uns vermuthen, dass die Erdoberfläche eine andere wäre. Ich möchte hieran nur noch die Bemerkung knüpfen, dass wol keinem anderen uns bekannten Stoffe, die die Chemie nach Billionen zählt, solche Dignität der factischen latenten Schmelz- und Verdampfungswärme zuzusprechen wäre, weder einem Metalle, noch einem zusammengesetzten Körper.

Die genannten Eigenschaften sind auch für die Constitution und Beschaffenheit unseres Leibes in weitestem Sinne massgebend. Mit Wasser im festen Zustande, also mit Eis, hat unser Körper wenig Beziehung, nur als wirksames Kühlmittel gebrauchen wir es, um dem Körper in Krankheitsfällen grosse Wärmemengen zu entziehen. Allein es verdampft fortwährend Wasser an der Oberfläche unseres Körpers. Der Mensch und das Thier, sie wären anders organisirt, betrüge nicht die Verdampfungswärme 537 Calorien. Und wenn plötzlich der Betrag auf 400 Calorien herabginge, wir würden uns sämmtlich aufs Krankenlager werfen und sicher zu Tode fiebern, wenn wir uns nicht noch zeitig in Wolle und Pelze, selbst im Sommer, einhüllten. Ich will nicht behaupten, dass wir und zahlreiche andere Organismen einer gewissen Variation nicht Widerstand leisten könnten. Wie wir im Winter und im Sommer zu leben gelernt haben, so würde vielleicht auch jene Variation denkbar sein und von einem Theile der Lebewesen ausgehalten werden; eine sichere Consequenz zu ziehen, scheint aber unmöglich. — Ohne diese Frage irgend erschöpft zu haben, wende ich mich einer anderen in naher Beziehung stehenden Eigenschaft zu, der specifischen Wärme des Wassers. — Es ward schon erwähnt, dass 1 Kilogramm eine Calorie braucht, um um 1° Celsius erwärmt zu werden. Alle anderen Körper brauchen weniger, oft viel weniger Wärme. — Hiermit hängt wiederum unser Klima, mithin die Gestaltung der Erde und auch die Beschaffenheit aller Organismen zusammen. — Die Sonne bescheint Jahr aus, Jahr ein Land und Meer. Land und Meer werden erwärmt, das Land aber durchschnittlich dreimal schneller, weil ein Kilogramm Erdmaterie durchschnittlich nur $\frac{1}{3}$ Calorie gebraucht. In Folge dessen wird auch die Luft über dem Continent schneller und früher warm als über dem Ocean, sie steigt empor, der Küstenwind vom Meere aus zeigt, dass stets neue kältere Luftmassen dem Continente zuströmen. So bildet im Laufe des Tages und besonders im Sommer das Land den wärmenden Theil der Erde, der Ocean erscheint kühl. Bis

zum Herbst aber hat sich der Ocean auch mehr und mehr erwärmt, und wenn die Sonne anfängt mehr die südliche Erdhälfte zu bescheinen, so sind Land und Meer starken Wärmestrahlungen unterworfen. Das Land hat sich schneller abgekühlt, als der Ocean. Es lässt sich die Erde mit der Wohnstube und deren Heizapparate vergleichen. Tags und im Sommer bildet das Land den schnell erwärmten, aber weniger nachhaltigen Ofen, Nachts und im Winter übernimmt der Ocean diese Rolle, und das zwar dank der grossen specifischen Erwärmungswärme des Wassers. Die Folgen hiervon erleben wir täglich und besonders merkbar in pelagisch gearteten, warmen Wintern, im Gegensatz zur continentalen Kälte Asiens, des grossen einer oceanischen Heizvorrichtung entbehrenden, dagegen im Sommer sich rasch und stark erwärmenden Landes.

Auch unser Körper, der zu etwa drei Viertel aus Wasser besteht, ist an diese Eigenschaft gebunden. Ein Glas kühlen Wassers erfrischt, indem es momentan im Uebermass vorhandene Wärme entzieht. Eine zu grosse Menge kann schädlich wirken und Krankheit erzeugen¹.

Eine weitere physikalische merkwürdige Eigenschaft besteht darin, dass Wasser, wenn man es von 0 Grad an allmählich erwärmt, nicht wie fast alle anderen Flüssigkeiten, sofort sich ausdehnt, sondern dass es zunächst sich ein wenig zusammenzieht. Dadurch wird das Wasser allmählich specifisch schwerer, bis es 4° Celsius hat. In einem Gefässe kann man Wasser von 0 oder 1° vorsichtig über Wasser von 4° aufgiessen und lange Zeit, wenn man es

¹ Ebenso muss der Genuss von Bier, dessen specifische Wärme kaum von der des Wassers abweicht, im Uebermass schädigend wirken. Wie man sagt, soll unter dem intelligenten Volk der Baiern Jedermann eine immense Quantität vertilgen, 10 bis 12 Seidel jeden Abend. Betrachten wir blos die physikalisch-thermische Wirkung. Angenommen, das Getränk sei mit 17 Grad Celsius genossen. Sofort nach dem Genuss steigt die Temperatur auf 37 Grad, das macht pro Liter 20 Calorien, die dem Körper entzogen werden oder die er nun schaffen muss. Mit 5 bis 6 Seideln Bier wird mithin eben so viel Wärme entzogen wie mit einem ganzen Seidel Eis, mit 10 bis 12 Seideln Bier also zwei Seidel Eis. Ein chronischer Katarrh wird unausbleiblich folgen und wird durch die Statistik der bayerischen (vielleicht auch der dörptschen) Aerzte bewiesen. Aerzte sollten auch überlegen, dass eine Eispile nicht mehr Wärme entzieht als durch das dreifache Gewicht Wasser von 0 Grad erreicht werden kann. Eisspeisen sind wenig gefährlich, sie bestehen vielleicht nur zum zehnten oder zwanzigsten Theil aus Eis. Schnee von unter 0 Grad bringt genossen bald Zerreißen der Lippen hervor. Noch manche andere hygienische Frage gehört zur latenten und specifischen Wärme des Wassers.

gegen die Umgebung durch schlechte Wärmeleiter schützt, in diesem Zustande erhalten, weil das Wasser bei 4° am schwersten ist. Giesst man dagegen noch so vorsichtig 4° warmes Wasser über 0° warmes, so beginnt im Gefäss sofort eine Bewegung. Das 4° warme fliesst zum Boden, das 0° warme sammelt sich an der Oberfläche. Ueber 4° erwärmt, dehnt sich das Wasser wieder aus, wird also specifisch leichter. Welche Temperatur das Wasser also habe, kälteres Wasser hat stets die Tendenz, in den Boden zu sinken, aber nur bis am Boden 4° Temperatur erreicht ist. Weitere Abkühlung oben bedingt nicht mehr ein Abfliessen in die Tiefe. — Von grosser Tragweite ist diese Eigenschaft des Wassers für das Leben der Organismen in Binnengewässern, namentlich stehenden, da sonst eine Abkühlung des Wassers bis 0° die Folge wäre, während jetzt der Wasserfauna eine Temperatur von 4 Grad gesichert ist. Noch wichtiger erscheint aber die Thatsache, dass im Momente des Gefrierens das Wasser sich ausdehnt, in Folge dessen specifisch leichter wird und mithin als Eis auf dem Wasser schwimmen wird. Verhielte sich das umgekehrt, wäre das Eis auch nur um eine Spur schwerer als Wasser, so gäbe es schwerlich Lebewesen in unseren Gewässern. Selbst der Ocean könnte bis auf den Grund in einen wasserdurchzogenen Eisschwamm verwandelt werden. Wenn nämlich unausgesetzt Eis in die Tiefe käme, müsste selbst das 4° warme Wasser hinaufgedrängt und an die Oberfläche wie auch direct durch Contact mit dem Eise und Schmelzen desselben abgekühlt werden. Der ganze Ocean wäre ein Brei von Eis und 0° Wasser, er würde schliesslich im Winter an der Oberfläche erstarren, im Sommer und am Aequator nur bis zu ganz geringer Tiefe sich über 0° erwärmen. Ich darf nicht unerwähnt lassen, dass die ausdehnende Kraft gefrierenden Wassers auch noch wesentlich die Configuration der Erde bedingt. — Die Sprengung von Felsen, die Abbröckelung grosser Felsmassen in Folge von Eisbildung in den Spalten bereitet das Spiel der Erosion der Thäler vor, die das flüssige Wasser vollendet, aber ohne zerstörende Wirkung des Eises kaum zu Stande brächte; denn wol höhlt der Tropfen den Stein, aber die dazu nöthige Zeit wäre eine sehr lange. Also ist die Verwitterung der Felsen eine Folge der Ausdehnung des Wassers bei seinem Uebergange in Eis.

Die Eigenthümlichkeiten der Wasserdämpfe sind von mannigfacher Bedeutung für das Naturganze, wie für unser tägliches Leben, für das Athmen der Thiere und Pflanzen, für die Bereitung

unserer Speisen. Wäre der Siedepunkt bei Atmosphärendruck nicht 100 Grad Celsius, sondern weniger, oder, was dasselbe ist, wäre bei 100 die Spannung des Wasserdampfes nicht gleich dem Atmosphärendruck, sondern grösser, so müssten wir auf ein Garkochen der Speisen, ohne besondere Künste, verzichten. Auf dem Gipfel des Montblanc lässt sich trotz siedenden Wassers doch kein Ei kochen, weil der Druck der Luft zu gering ist. Die Spannkraft des Wasserdampfes steht aber in keiner causalen Beziehung zum Luftdruck auf der Erde. Wir haben es deshalb hier mit einer zufälligen Complication der Erscheinungen zu thun.

Schliesslich will ich noch einer Eigenthümlichkeit des Wassers eingehender gedenken, weil sie verborgener zu sein scheint, und doch wiederum in massgebendster Weise unsere Existenzart beeinflusst.

Reines Wasser erscheint uns farblos. Wasserdampf und Nebel in dickeren Schichten sind deutlich rothgelb. Wasserdämpfe lassen blauvioletttes Licht nicht durch, dadurch erscheinen die Wolken in complementärer rothgelber Färbung, wie sie in wohlthuender Wärme im Morgen- und Abendroth uns entzückt. Die Folge dieser starken Absorption violettblauen Lichtes ist die bekannte Unmöglichkeit, ohne besondere in unserer Zeit erforschte Künste am Abend zu photographiren. Am Morgen bei gleicher Helligkeit gelingt es eher, weil die Luft noch nicht die Tageswasserdämpfe in sich aufgenommen hat. Allein das Wasser absorbiert keineswegs jenes bläuliche Licht, sondern in beträchtlichem Masse orangenes Licht und fast völlig sog. *überrothes* Licht, für welches unser Auge blind ist¹. Diese Blindheit hängt mit der erwähnten Eigenschaft des Wassers zusammen, ist sogar eine Folge davon. Die Medien nämlich, die unser Auge bilden, absorbiren ebenso wie Wasser ultraroths Licht, welches bekanntlich, ohne uns zu leuchten, sehr kräftige Wärmewirkungen hervorruft und hierdurch entdeckt worden ist. Hätte das Wasser nicht diese ultraroths Licht absorbirende Eigenschaft, so müsste wahrscheinlich unser Auge, um sehen zu können, und namentlich die nerventragende Netzhaut ganz anders beschaffen sein. Ultraroths dunkles Licht strahlt von allen Gegenständen unserer Umgebung aus und zwar in nicht geringer Menge. Zu dem, was ich soeben sehe als scharfes Bild in feiner Empfindsamkeit für gelbes Licht, gesellte sich ein Schleier von ultrarothem

¹ Ueberrothes Licht nennt man solches Licht, dessen Wellenlängen diejenigen der längsten sichtbaren Lichtwellen übertreffen.

Licht, der über das Ganze ausgegossen erschiene, ohne die Eigenschaft eines Körpers zu charakterisiren. In die Flamme, in ein Feuer dürften wir nie blicken, denn die bedeutende Menge ultrarothten Lichtes würde wahrscheinlich die Nervenhaut, so wie sie jetzt construiert ist, verletzen, darum sagte ich vorhin, unser sehendes Auge wäre anders gebaut, wenn das Wasser ultrarothtes Licht durchliesse.

Aus allen vorgenannten Beispielen erhellt, dass ein richtiges Verständnis der Natur, insbesondere eine vertiefte Erkenntnis des wunderbaren Zusammenhanges der Erscheinungen mit den specifischen Eigenschaften der Materie nur durch sorgfältiges Durcharbeiten und Durchdenken der letzteren zu gewinnen ist. Hierzu ist das Wasser der geeignetste Stoff. Ausser den oben behandelten Eigenheiten können mit demselben Gewicht noch viele andere, wie die Zähigkeit, Cohäsion, die Capillarität, herangezogen werden. Auch der Chemismus des Wassers, seine auflösende, seine reinigende Kraft schliessen ein weiteres unabschbares Feld auf. Ist doch der Grund und Boden, auf dem wir wandeln, im Wasser gebildet, aus dem Wasser niedergefallen, später durch Wasser zerrieben, durch Wasser verbreitet und umgelagert, mittelst Wasser belebt und befruchtet, und bei all diesen Processen treten die einzelnen physikalischen Eigenschaften quantitativ massgebend auf.

Wunderbar erscheint diese gestaltende Kraft und Macht neben der stofflichen Milde. Eben weil der Charakter scharfer Lösungen dem Wasser fehlt, darum ist es geeignet, Träger und Vermittler zu sein für heftiges Werden, wie für langsames Bilden. Von jeher hat Solches schon früh Ausdruck gefunden — in Religion und Poesie. Goethe singt:

«Des Menschen Seele
Gleicht dem Wasser:
Vom Himmel kommt es,
Zum Himmel steigt es,
Und wieder nieder
Zur Erde muss es,
Ewig wechselnd.»

Wie oft gedenkt die heilige Schrift der gewaltigen Wirkungen der Fluth, wie zahlreich sind die Gelegenheiten, sinnbildlich allerhöchste geistige Güter mit dem Wasser in Beziehung zu bringen. «Der Herr», heisst es, «ist die Quelle lebendigen Wassers», oder «wer geboren ist aus Wasser und Geist». Luther vergleicht die

Sacramente wie auch das Wort Gottes mit dem Wasser, und wo das Leben geweckt werden soll, da genügt es, an die Spendung von Wasser zu erinnern. «Ihr werdet mit Freuden Wasser schöpfen aus dem Heilbrunnen.» Geologische Anspielungen finden wir bei Hiob 14, 19: «Wasser wäscht die Steine weg und die Tropfen flötzen die Erde weg.» An die Schrecken der Wassersintfluth erinnernd, ruft der Psalmist (144) in rein geistiger Deutung: «Errette mich von grossen Wassern.» Der älteste griechische Philosoph, Thales von Milet, leitete Alles aus dem Wasser her. Goethe führt Thales im Gespräch mit dem den Pluto verehrenden Anaxagoras vor. Zu ihnen gesellt sich Homunculus, der Rath sucht, wie er «entstehen» könne. Thales meint, er solle sich an Proteus wenden. — Proteus weist ihn mit Humor und Ironie aufs Meer hin, nachdem er ihm das Behagen im Feuchten zum Bewusstsein gebracht. Um die tiefsinnigen Worte des Thales dem Verständnis näher zu bringen, sei es gestattet, die vorhergehende Scene zwischen Proteus und Homunculus heranzuziehen.

Proteus.

«Doch gilt es hier nicht viel besinnen,
Im weiten Meere musst du anbeginnen.
Da fängt man erst im Kleinen an
Und freut sich, Kleinste zu verschlingen,
Man wächst so nach und nach heran,
Und bildet sich zu höherem Vollbringen.»

Homunculus.

«Hier weht gar eine weiche Luft,
Es grunelt so und mir behagt der Duft.»

Proteus.

«Das glaub' ich, allerliebster Junge!
Und weiter hin wirts viel behäglich,
Auf dieser schmalen Strandeszunge
Der Dunstkreis noch unsäglicher;
Da vorne sehen wir den Zug,
Der eben herschwebt, nah genug.
Komm mit dahin!»

Thales.

«Ich gehe mit!»

Homunculus.

«Dreifach merkwürd'ger Geisterschritt.»

Nun bringen Telchinen den Neptuns-Dreizack, den sie selbst geschmiedet haben, «womit die regesten Wellen begütet» werden sollen, sie preisen in Chören die Gewalten der Wogen, der Wolken und der Blitze, Sirenen rühmen das segenspendende Licht. Proteus dagegen räth dem Homunculus, sich von den prahlenden, singenden Lichtgestalten abzuwenden:

«Das Erdetreiben, wie's auch sei,
Ist immer doch nur Plackerei;
Dem Leben frommt die Welle besser;
Dich trägt ins ewige Gewässer
Proteus-Delphin. (Er verwandelt sich.)

Schon ist's gethan!

Da soll es dir zum schönsten glücken,
Ich nehme dich auf meinen Rücken,
Vermähle dich dem Ocean.»

Umringt von Sirenen, Doriden fährt nun Galatee auf ihrem Muschelwagen heran. Thales erglüht von Begeisterung und ruft:

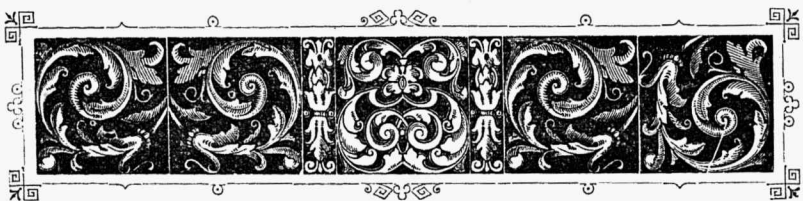
«Heil! Heil! Aufs Neue
Wie ich mich blühend freue,
Vom Schönen, Wahren durchdrungen . . .
Alles ist aus dem Wasser entsprungen!
Alles wird durch das Wasser erhalten!
Ocean, gönn' uns dein ewiges Walten.
Wenn du nicht Wolken sendetest,
Nicht reiche Bäche spendetest,
Hin und her nicht Flüsse wendetest,
Die Ströme nicht vollendetest,
Was wären Gebirge, was Ebenen und Welt?
Du bist's, der das frischeste Leben erhält.»

Echo (Chorus).

Du bist's, dem das frischeste Leben entquellt.»

Prof. Dr. Arthur v. Oettingen.





Zur Pastorengeschichte Kurlands.

Theodor Kallmeyer, weil. Pastor zu Landsen: Die evangelischen Kirchen und Prediger Kurlands, Ergänzt, bis zur Gegenwart fortgesetzt und im Auftrage der kurländischen Gesellschaft für Literatur und Kunst herausgegeben von Dr. med. G. Otto, betitelt sich ein soeben erschienenes Werk von 552 Seiten, das nach jeder Richtung hin als eine dankenswerthe Bereicherung der Kenntnis unserer heimatlichen Geschichte anzusehen ist, mit dessen Drucklegung die kurländische Gesellschaft für Literatur und Kunst zugleich am Vorabend ihres eigenen 75jährigen Jubiläums «die Ehrenschild, mit der Kurland einem seiner besten Söhne gegenüber schon so lange im Rückstande war», abgetragen hat und das endlich ein neues, glänzendes Zeichen für die ausserordentliche Beherrschung des Stoffes, für die bei Arbeiten dieser Art so nothwendige Sorgfalt ist, die Herrn Dr. med. G. Otto in Mitau eigen ist.

Allen aber, welche das Erscheinen des trefflichen Werkes an ihrem Theil befördert, sei hiermit aufrichtiger Dank derer gesagt, denen das weitere Eindringen in die vergangenen Tage unseres engeren Vaterlandes, vor Allem in die segensreiche Thätigkeit unserer theuren evangelischen Kirche eine Erquickung des Herzens und Gemüths ist.

Als den Begründer der evangelischen Kirche in Kurland verehren wir Nachlebende den ersten Herzog Gotthard Kettler, der, nachdem er 1566 die Leitung der livländischen Angelegenheiten aus der Hand gegeben, sich nunmehr den kirchlichen Zuständen seines kleinen Fürstenthums ganz hinzugeben Gelegenheit fand.

Sein Hofprediger Mag. Stephan Bülau, zugleich Superintendent, vollzog 1566 die erste Kirchenvisitation, fand dabei aber die Verhältnisse des Ländchens derartig verzweifelt, dass er, an die Möglichkeit der Verbesserung nicht glaubend, nach dem Mutterlande zurückkehrte. Nur in Mitau, Bauske und Doblen hatte er grössere Kirchen angetroffen, in Goldingen, Windau, Tuckum, Talsen, Kandau und Sabeln nur kleine hölzerne Kapellen, die übrigen Gotteshäuser, deren eine Anzahl sich nachweisen lassen, waren seit der Ausbreitung von Luthers Lehre verfallen und verwaist. Im Stift Pilten, das damals Herzog Magnus von Holstein — jenem Schattenkönig Livlands von Iwans Gnaden — gehörte, und im Amt Grobin, welches von Kettler, als er noch Meister des Ordens war, an den Herzog Albrecht von Preussen hatte verpfändet werden müssen, vermochte Bülau keine Erkundigungen einzuziehen, für Grobin ordnete aber 1560 bereits Herzog Albrecht eine Kirchenvisitation an, die er dem Mag. Joh. Funk übertrug, deren Ergebnisse um ein Geringes bessere gewesen zu sein scheinen.

Unterdessen hatte Herzog Gotthard die Ritterschaft zu Riga zusammengerufen, wo dann am 28. Februar 1567 die Fundirung von etwa 70 neuen Kirchen angeordnet wurde. Mit beredten Worten schilderte der berühmte Recess die heillose Verwahrlosung des Landes, die Unbildung und Noth «viel armer Seelen», wie «in sonderheit die unteutsche Armuth in ihrem Heyl und Seeligkeit jämmerlich versäümet derer unzählig viel ohne Unterricht und Erkänntniss des wahren Gottes und seines heiligen Willens, ja auch ohne Tauf und Sacrament, als das unvernünftige Vieh in ihrem heidnischen Wesen erwachsen und also zur höchsten Seelengefahr hingestorben». Da sei denn die Strafe des Höchsten nicht ausgeblieben, «mit schwerer Straf Ruhten, Blutvergiessen, Krieg, Pestilenz und andern Unglück» habe er seit nun zehn Jahren «diese herrliche province und vor etlich hundert Jahren her gewesene Vormauer der Christenheit ganz jämmerlich und wunderbarlich zerüttet, von einander gerissen, zernichtet und verderbet, dass die Zahl der übriggebliebenen gar klein und gering worden, die es auch der langwierigen Barmherzigkeit desselben himmlischen Vaters zuzuschreiben haben, dass sie nicht zugleich mit aufgeraffet und hingegangen . . .» Um dem Allen zu steuern, habe er und die Ritterschaft es für rathsam angesehen und beschlossen, dass an nachfolgenden Oertern und Stellen solche Gotteshäuser, Kirchen, Schulen und Hospitale sollen aufgesetzt, erbauet und erhalten

werden, worauf nun die Namen und Bestimmungen über Unterhalt und Fundirung folgen. Sofort nach Schluss des Landtages setzte Gotthard eine Commission ein, die aus den Rätthen Salamon Henning, Wilhelm von Efferen und dem trefflichen Hofprediger Alexander Einhorn bestand, in zweijähriger Arbeit 1567—69 mit grossem Fleisse ihre Aufgabe erfüllte und Juni 1570 dem zu Mitau zusammengetretenen Landtage Bericht erstatten konnte. Einhorn trat als Superintendent an die Spitze des Landes und verfasste eine neue Kirchenordnung, die, vom Herzog bestätigt, 1572 zu Rostock im Druck erschien. Sie tritt als zweites grundlegendes Gesetz für die «ganze äussere Einrichtung der Kirchen und Widmen, ihre Begründung, Verwaltung und Sicherstellung, sowie die innere liturgische Anordnung des Gottesdienstes für die damalige Zeit» zu dem Recess von 1567, dem sich endlich im Jahre 1636 die Eintheilung in Präposituren und Einsetzung von 7 Pröpsten hinzugesellte. Die mitausche Präpositur bekleidete der jeweilige Superintendent. Pilten behielt eine eigenartige geistliche Verfassung mit einem eigenen Superintendenten; erst als 1797 das piltensche Consistorium aufgelöst wurde, erhielt der piltensche Superintendent Sitz und Stimme im kurländischen Consistorium in Mitau, bis dann schliesslich das Gesetz vom 28. Dec. 1832 für die evangelisch-lutherische Kirche des ganzen russischen Reichs eine endgiltige Regelung herbeiführte und die Leitung der kirchlichen Verhältnisse ganz Kurlands dem kurländischen Generalsuperintendenten überwies.

Doch nicht allein auf jenem Recess von 1587 basirt die kirchliche Reorganisation unseres Gottesländchens, vielmehr traten besonders gegen Ende des 16. und zu Beginn des 17. Jahrhunderts eine grosse Anzahl von Kirchen ins Leben, die dem frommen Sinn Einzelner, sei es nun der Landesfürsten oder ihrer Gemahlinnen, oder einzelner Edelleute und anderer Privater ihre Existenz verdanken. Es wurden, um summarisch zu berichten, im Selburgschen Sprengel 18 Kirchen, in der bauskeschen Präpositur 4 Kirchen gegründet. In der doblenschen Diöcese entstanden 15, in der goldingenschen 9, in der grobinschen 11, in der kandauschen 16, im piltenschen Kreise gar 23 Gotteshäuser. Der nordische Krieg brachte auch in dieser Beziehung völligen Stillstand, die Pest und die Schweden- und Russennoth entvölkerten Kurland, brachten Armuth und Ruin. Seit dem Jahre 1710 sind in ganz Kurland nur noch 22 Kirchen fundirt und gebaut worden. Auf zwei schöne

Beispiele edler Toleranz und echten Christenthums möge hierbei hingewiesen werden (Eigenschaften, welche heutzutage so vielfach zu schwinden drohen!), nämlich auf die Neugründung der Kirche zu Kaltenbrunn in der Selburgschen Diöcese, die 1848—52 von dem Grafen Stanislaus von Plater-Sieberg, dem Erbherrn auf Kaltenbrunn, ganz von Stein erbaut wurde, obgleich er selber Katholik war, und zweitens auf die Kirchenbauten in Gross-Salwen und Daudsewas im selben Sprengel, die der humanen Gesinnung der Gräfin Thekla Schuwalow, verwittweten Fürstin Subow, ihre Entstehung verdanken. 1828 entstand das Gotteshaus in Daudsewas, 1851—55 die schöne, steinerne, in gothischem Stil gehaltene Kirche in Salwen.

«Wenn alle Kirchen,» so fasst Dr. Otto das Ergebnis zusammen, «die oben aufgezählt sind, noch bestehen würden, so würde man, abgesehen von den Schlosskapellen, 129 Hauptkirchen mit 138 Predigern, 54 Filialkirchen und 5 Bethäuser resp. Privatkapellen zählen; — es giebt aber jetzt nur 94 Hauptkirchen mit 101 Predigern, 63 Filialkirchen und 2 Bethäuser und zwar sind im Laufe der Zeiten 11 Hauptkirchen, 15 Filialkirchen und 3 Privatkapellen völlig eingegangen, oder für den ev.-luth. Glauben verloren gegangen, 1 Hauptkirche gehört jetzt zu Livland, 3 Kirchen, an denen früher je 2 Pastoren wirkten, haben jetzt nur noch je einen und 23 Hauptkirchen sind zu Filialkirchen geworden, d. h. haben ihre Pastorate und Prediger verloren.»

In anschaulicher Weise werden uns die Gründe für diesen erheblichen Rückgang vorgeführt, vor Allem auf die durch den Katholicismus dem Lutherthum entfremdeten Gemeinden hingewiesen. Nicht weniger als 15 Gotteshäuser sind diesem Geschick verfallen, am zahlreichsten im äussersten Südosten Kurlands, im heutigen Illuxtschen Kreise, wo die Nähe Polens sich am fühlbarsten geltend machte. Es waren vor Allem die Siebergs, die ursprünglich lutherisch, bald mit dem ganzen Eifer von Renegaten die Bauerschaft Rom zuzuführen begannen. Dabei wurden diese Bestrebungen besonders im Dünaburgschen dadurch unterstützt, dass die furchtbare Hungersnoth des Jahres 1602 die lettische Bevölkerung hier decimirte und in die menschenleeren Gebiete dann eine grosse Einwanderung aus Polnisch-Livland stattfand, mithin ein Menschenmaterial,

das dem Katholicismus nur geringen Widerstand entgegenzusetzen wusste. Hundert Jahre später (1710) wurden wiederum gerade die Gebiete des kurischen Oberlandes von der Pest besonders stark heimgesucht, abermals folgte eine bedeutende Einwanderung aus der polnisch-litauischen Nachbarschaft. So sind die Kirchen zu Warnowitz, Illuxt, Bewern, Alt-Subbath verloren gegangen; Ellern, Essern und Gross-Lassen führte zu Anfang des 18. Jahrhunderts der Generalmajor Georg Christoph von Witten, der durch seine katholische Gemahlin dem alleinseligmachenden Glauben gewonnen, der römischen Kirche zu; ein ähnliches Beispiel der Schwäche bietet der russische Geheimrath Wilhelm Heinrich von Lieven, der, weiblicher Beeinflussung nachgebend, die Kirche zu Sehmen preisgab und an der Katholisirung Altenburgs erhebliche Mitschuld hat. Von seiner katholischen Gattin bewogen, hat ferner Johann Ulr. von Schwerin die Kirchen von Alschwangen und Felixberg den Lutheranern entrissen. Bei dem Gute Lehnen ist endlich der Grund zur Conversion darin zu suchen, dass Ernst Fromhold von Sacken aus Bosheit gegen seinen Bruder 1722 übertrat und die Uebertragung schleunigst durch König August II. bestätigen liess. Wol versuchten die Herzöge und die Ritterschaft durch Klagen und Proteste in Warschau in all diesen Fällen das Verlorene wiederzugewinnen, aber sie vermochten besonders bei den bigott katholischen Herrschern aus dem Hause Wasa nichts zu erreichen. Die einzige Kirche, deren Restitution durchgesetzt werden konnte, war die zu Ilmajen (1782).

Neben der Macht der römischen Kirche haben aber bei der Herabminderung der Kirchen Kurlands auch andere Factoren mitgespielt. 8 Pastorate sind im 17. Jahrhundert nachweisbar in Folge Verarmung der Patrone, Verheerung des Landes in dem ewigen Schwedenkriege zu Grunde gegangen, im 18. Jahrhundert war es die entsetzliche Pest vom Juni bis October 1710, die das grösste Unglück anrichtete. Starben doch an der Seuche gegen 200000 Menschen in Kurland, im kleinen Libau 900 aus der deutschen Gemeinde, mehrere Tausend aus der lettischen; erlagen doch nicht weniger als 51 Pastoren der schrecklichen Krankheit, unter ihnen der Superintendent Hollenhagen und 5 andere Prediger Mitaus, Kerkovius in Sehren, Adolphi in Mesoten, Kerkovius in Sessau, Hartmann zu Doblen u. v. a. — Die Güter, von ihren Bauern verlassen, verloren gewaltig an Werth: die Häuser verfielen, die Aecker verwachsen, die Wälder waren ausgehauen. Otto führt

als schlagendes Beispiel das Gut Remten an: da waren 10 Jahre nach der Pest in der Hoflage Remten selbst nur 10 Arbeitskerle übrig, die Revenuen betragen nur noch 138 Rthlr., in Cappeln gab es 16 Kerle, 17 Weiber, 27 Kinder und Jungen, 18 kleine Mädchen, die Revenuen ergaben 220 Rthlr., wovon wegen des schlechten Ackers 30 Thlr. jährlich abgezogen wurden. Im benachbarten Thirolen wars kaum besser, kurzum, der ganze schöne Complex war nicht mehr als 8933 $\frac{1}{3}$ Rthlr. Alb. werth. Kein Wunder, wenn Concourse an der Tagesordnung waren, wenn die Güter rasch ihre Besitzer wechselten und damit auch den von den Gütern fundirten Pastoraten manches Ungemach passirte, ja eine ganze Anzahl aufhörte zu bestehen. Nur zu oft wurden die Pastoratsländereien mit in den Concurs hineingezogen, oder auch ohne einen solchen einfach occupirt. Wenn diesem Treiben nicht energisch gesteuert wurde, so lag das daran, dass im 18. Jahrhundert die herzogliche Gewalt in Kurland factisch kaum existirte. «Der Oberherr, der König von Polen, kümmerte sich um die kirchlichen Verhältnisse nicht, wenn nur die katholischen Interessen aus dem Spiel blieben; Herzog Ferdinand residirte bis zu seinem Tode 1737 in Danzig, lag mit der Ritterschaft fortwährend im Streite und war machtlos; Ernst Johann Biron weilte in der Ferne, in St. Petersburg; dann kam die herzogliche Zeit, Herzog Carl war selbst Katholik, als Herzog Ernst Johann zum zweiten Male die Regierung angetreten hatte, war er alt und ruhebedürftig, und Herzog Peter lag ebenfalls fortwährend mit der Landesvertretung im Streite. So konnten denn die Kirchenpatrone nach Gutdünken mit den Pastoratsländereien verfahren, ohne dass Jemand ihnen hindernd in den Weg trat» (pag. 34).

Nach dieser Uebersicht folgt im Werk eine kurze Chronik aller kurländischen Pastorate und Kirchen, die zugleich überall mit einem chronologischen Verzeichnis der Pastoren selbst verbunden ist, während ein gesonderter zweiter Theil — über 300 Seiten — das eigentliche «kurländische Prediger-Lexikon» einnimmt. Mancherlei Schicksale, Leid und Freud' der Seelsorger, wie der Gemeinden liegen hier in knappen Umrissen vor uns, nicht selten erblickt unser Auge seltsame, uns fremd dünkende Gestalten und Charaktere, manch abenteuerliches Geschick entrollt sich, auch das Unkraut, das unter dem Weizen wuchert, fehlt nicht, aber in überwiegender Zahl sind es wackere Männer, treue Hirten ihrer Gemeinde, wahre Seelsorger ihrer Eingepfarrten, die für Bildung und materielles

Wohlergehen der Landbevölkerung ein warmes Empfinden haben. Gleich jenen Benedictinern der Karolinger- und Ottonenzeit, die in Deutschland eine reiche materielle Blüthe hervorbrachten, die neben der Verkündigung des Wortes Gottes dem Landmanne lehrten, wie er den Acker bearbeiten, seine Hütte besser bauen, den Fluss dämmen könne, die dabei in Schule und Predigt an der Erhebung des gemeinen Mannes arbeiteten, haben auch unsere Pastoren und Seelsorger mit dem ihnen anvertrauten Pfunde segensreich gewirthschaftet. Jene Männer, wie Alexander und Paul Einhorn, wie die Adolphis, die seit Anfang des 17. Jahrhunderts in 12 trefflichen Gliedern als Superintendenten, Prediger und Schulmänner gewirkt, die Bahder, die Becker, von denen unser Autor sechs namhaft macht, die stattliche Reihe der dreizehn Bernewitz, die meist in Neuenburg und Kandau gelebt und gearbeitet, die Bidder und Bilterling, die Bocks und Boettchers, Brand, Brasche und Braunschweig, die Conradis und Kruses, die lange Reihe der Elverfeldt, der ausgezeichnete Alexander Gräven (1679—1746), der Bekämpfer der Brüdergemeinde, der Begründer der Armenkirche in Mitau, der eifrige Verfechter des dreigliederigen Segens (1718), sie bieten eine Fülle wahrer, echter Predigerthätigkeit. Wer könnte die Reihe der Familien auch nur annähernd hier aufzählen, die seit längerer oder kürzerer Zeit dem Heimatlande auf diesem Gebiete ihre Kräfte opfer- und dienstwillig dargeliehen, die Kählbrand, Katterfeld, die Kallmeyer, die Kupffer und Lundberg, die Mancelius, vor Allem Georg (1593—1654), dessen Thätigkeit für die lettische Literatur unvergessen ist, die Runtzler, Seesemann und Stenders, deren einer, Gotthard Friedrich, in seinen Bestrebungen ein zweiter Mancelius, sich die Grabschrift setzte: „*Šķe aprafts G. J. Stenders, Latvis*“, die Tiling, Wagner und viele Andere. Es mag erlaubt sein, aus der Zahl derer, die längst unter der Erde ruhen, einige Wenige in ihrem Thun und Wirken, in ihren Lichtseiten, aber auch in ihren Schattenseiten hier kurz zu skizziren.

Ausser dem trefflichen Alexander Einhorn, dem Hofprediger Gotthard Kettlers, zeichnete sich besonders Paul Einhorn, der Sohn des Magisters in Eckau, durch gewaltiges theologisches Wissen, Beherrschung der alten Sprachen und stramm orthodox-lutherischen Standpunkt aus. Wie so viele Landsleute, hatte er in Rostock studirt, war heimgekehrt erst Seelsorger in Grenzhof, dann in Mitau gewesen. Dem *in theologicis* wohlerfahrenen Herzog Friedrich gefiel er so wohl, dass er ihn 1636 zum Superintendenten erhob.

Rastlos war er von nun an bei Kirchenvisitationen thätig, bereiste ganz Semgallen, dann auch Kurland, führte wahrscheinlich die Eintheilung in Präposituren herbei und hatte endlich auch Gelegenheit, seine theologischen Grundsätze mannhaft zu vertreten. Auf Geheiss Herzog Jakobs reiste er 1645 mit Pastor Toppius nach Thorn, wo ein Religionsgespräch stattfand, durch welches der König von Polen Katholiken, Lutheraner und Reformirte zur Versöhnlichkeit zu bringen hoffte. Aber ein Mann der Vermittelung war Einhorn nicht, im Namen seines Landesherrn unterzeichnete er «eine bündige Protestation gegen jede fremde Lehre» und setzte seinen Namen unter die von den Lutheranern vereinbarten Glaubenssätze. Auch in der Heimat bewährte er sich als streitbarer Kirchenmann: namentlich mit dem Propst zu Doblen Michael Bilterling soll er heftige polemische Schriften gewechselt haben. Wie er gelebt — stets kampfbereit und glaubenseifrig, starb er auch: als er eben von der Kanzel gegen den Gregorianischen Kalender donnerte, traf ihn der Schlag (26. August 1655). Es ist kein Vorwurf, dass er wie die Besten seiner Zeit nicht selten dem finstern Aberglauben huldigte, gleich seinem ehrwürdigen Zeitgenossen Bernewitz in Grobin an Zauberei und Teufelsspuck glaubte — unvergessen soll ihm sein, dass er sich redlich bestrebte, dem in äusserster Verwahrlosung lebenden Landvolk thatkräftig zu helfen. Seine *Historia Lettica* und *Reformatio Gentis Letticae* sind verdienstvolle Arbeiten.

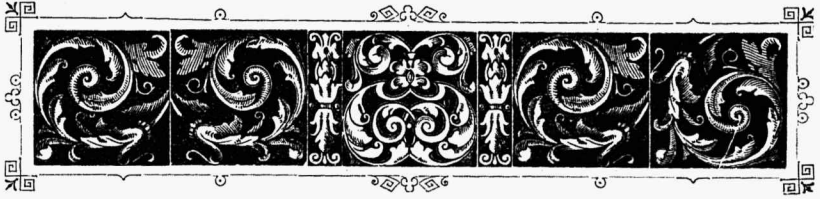
Genau sein Zeitgenosse und Mitarbeiter auf diesem Gebiete war Georg Mancelius, Sohn des Grenzhofschen Pastors, gleich Einhorn Schüler der Rostocker Universität. Anfänglich in Wallhof thätig, dann in Selburg, wo Pest und Kriegsnoth schwere Verwüstungen anrichteten, wurde er 1625 an die deutsche Gemeinde in Dorpat als Oberpastor vocirt, nahm sich hier des Schulwesens lebhaft an und wurde 1626 Propst. Für seine glänzenden Gaben spricht seine Berufung als Professor der Polemik und der griechischen Sprache an das von Gustav Adolf gestiftete Dorpater Gymnasium. Als der Schwedenkönig im Feldlager zu Nürnberg seine berühmte Verfügung erliess, durch die er das Gymnasium in eine Universität umwandelte, wurde Mancelius Professor der Theologie und führte als Prorector der alten Anstalt in feierlicher lateinischer Rede den Freiherrn Jak. Skytte als Rector der neuen Hochschule ein. Seine eifrige Thätigkeit brachte ihm 1632 den Titel eines Licentiaten der Theologie ein, anno 1636 verwaltete er das Rectorat,

eine hohe Anerkennung seiner selbstlosen Tüchtigkeit. Schwer genug mag ihm das Scheiden aus der Embachstadt geworden sein, als er 1637, den dringenden Aufforderungen seines Landesherrn Folge leistend, nach Kurland zog, um «an des sel. Wilhelm Schmöger Stelle» als Hofprediger und Beichtiger sich ein neues Feld der Thätigkeit zu schaffen. Als Kanzelredner war er von dem Herzog und besonders der glaubenseifrigen Elisabeth Magdalene, der Herzogin, hoch geachtet, wie er denn auch Beiden den Leichensermon gehalten hat. Zu Mitau starb er 1654, von Krankheit gebeugt, als ein Mann, den ein älterer Chronist «ein wahres Muster eines gründlich Gelehrten und gottseeligen Lehrers ohne Heuchelei und Bosheit» preist. Ganz hervorragend waren seine Bemühungen, die Letten mit dem Evangelium vertraut zu machen, indem er nicht nur «die bis dahin nicht gebräuchlichen virgulirten lettischen Buchstaben» einführte, sondern auch durch Uebersetzungen der Sprüche Salomonis und des Buches Sirach, durch Zusammenfassung früher bereits erschienener lettischer Katechismen, Lieder, Evangelien &c. in seinem »Vademecum« dem Volke eine Grundlage der Erbauung darbot, und endlich in seinem «Lettus, das ist Wortbuch» den ausländischen Predigern ein Hilfsmittel zur Erlernung des Lettischen bot, mit dessen Kenntniss es schlimm genug bestellt war, wie jener Georg Werner in Pilten beweist, der, nachdem er 16½ Jahr im Amt gewesen, bei der Kirchenvisitation scharf angelassen wurde, weil er die lettische Predigt nur «stammernd und stotternd aus der Schartecken fürgelesen» und dem daher bei 3 Fl. Pön auferlegt wurde, seine lettischen Predigten binnen Jahresfrist ohne Vorlage herzusagen. Mancelius gehört jedenfalls zu den gelehrtesten und liebenswürdigsten Erscheinungen jener Tage. Leute, die es ernst mit ihrem Amt und ihren Verpflichtungen nahmen, gab es noch viele unter den damaligen Pastoren, Bernewitz in Grobin, Dannenfeld in Goldingen, Daniel Hafftstein in Goldingen und später Superintendent in Mitau, sind nur einige würdige Vertreter ihres Standes. Es kann nicht wunder nehmen, dass auch so manches Unkraut mit aufschoss, so manche Unwürdige und Leichtfertige darunter waren. Die Abgelegenheit des Ländchens, die fremde Sprache des Landvolkes, die geringen Gagenverhältnisse, dann gewiss die Verrohung Deutschlands während des dreissigjährigen Krieges wirkten zusammen, um manchen Glücksritter, manch gescheiterte Elemente ins Land zu führen. Als Culturbild sind die Aufzeichnungen bei Otto von nicht geringem Werth: der Schlimmste

war Gartiarus Fresserus, lettischer Pastor in Talsen, der auf Geheiss des Consistorialgerichts vor den Fenstern des Herzogs zu Goldingen enthauptet wurde, weil er seine eigene Frau ermordet hatte. Böse genug aber ist auch, was von David aus Grobin erzählt wird, der ein so anstössiges Leben führte, dass der Vogt von Grobin berichtete, «dass ehrbare Leute von ihm das Abendmahl zu empfangen einen Abscheu trugen» (1561), oder was wir von Crusius hören, der Rector zu Eperies in Ungarn, Prediger in Riga, dann Schlossprediger in Dondangen war und endlich 1728 zu Leyden starb, der es aber für nothwendig hielt, oft seinen Namen zu ändern und unter anderer Firma sein sittenloses Treiben fortzusetzen: als Crenius und Sicurus durchwanderte er halb Europa. Auch Adam Hilarius, lettischer Frühprediger zu Mitau, 1623—39, musste energisch ermahnt werden, «die Leute nicht mit Beichtpfennigen und Taufgelde zu übersetzen und sich nicht mit Schelten und Schmähen von der Kanzel gar über Gebühr zu bezeugen».

Am ärgsten trieben es aber das Kleeblatt Michael Corberus (Koerber) zu Subbath und die beiden Goldingenschen Pseudo-seelsorger Heinrich Transaeus und Georg Witting. Es sind ungeheuerliche Dinge, die uns von ihnen überliefert werden und die beweisen, wie langmüthig man damals im Ertragen mancher Dinge war. Ersterer wurde 1636 seines Amtes entsetzt, weil er «dem Vogt heimlich seine oxsen schlachten lassen, das Fleisch nebst der Haut ins Pastorat behalten, da es gefunden, Item einem Pauren seine Kuh vom Felde schlachten lassen, einem anderen seine Söge (Säue) abschewlich schampfieret, ohren, schwanz undt mit reverentz was unter dem schwantz wegschneiden, desgleichen einem andern seinem Pferde beyde Ohren abschneiden lassen — — — zu geschweigen, dass er uf der Cantzel und vor dem Altar etliche mal truncken und voll das Amt verrichtet, worüber er auch das Singen vergessen.» Heinrich Transaeus, seit 1619 lettischer Pastor in Goldingen, betrieb einen Bierschank, füllte seinen Säckel als Rosstäuscher und lebte mit aller Welt in heftigstem Streit. Die Bauern mishandelte er «mit Knütteln, Peitschen und anderen Sachen», setzte seiner eigenen Frau mit Schlägen so zu, dass sie, um ihr Leben zu retten, ihn 1630 endlich verklagte, und gab durch seine zügellosen Zänkereien mit seinem freilich nicht besseren Amtsbruder Witting Anlass zum grössten Skandal, so dass ihm schliesslich 1630 die Kanzel im ganzen Lande verboten wurde.

Die Gemeinde in Salis war dann so unglücklich, noch bis 1661 von ihm bedient zu werden. Wenn möglich noch schändlicher trieb es Georg Wittingk, der angeblich «von Pohlen und Päpstlern so sehr verfolget», also in «*exul, pauper et erro*» nach Goldingen kam (1614). Er rühmte sich, auf fünf Hochschulen studirt zu haben, war jedoch in Wirklichkeit ein eben so unwissender wie verkommener Abenteurer, der, wie Otto treffend bemerkt, «als eine Schmach der Geistlichkeit damaliger Zeit und als eine Plage der Stadt betrachtet werden muss». Von der Kanzel herab überhäufte er seine Gemeinde mit groben Schimpfreden, kam oft betrunken ins Gotteshaus und stellte Gliedern der Gemeinde in frecher Weise nach. Wie er es in Goldingen und dann in Eckau getrieben, muss pag. 544 ff. nachgelesen werden, empörend ist dabei die Langmuth der Gemeinden und Consistorien, die freilich verständlich wird, wenn wir hören, dass auf die Klagen des Landvolks gegen das elende Subject einer der weltlichen Richter meinte: «*rustici nesciunt Deum, non ergo debent queri de pastore.*» Doch hinweg von diesen unerquicklichen Szenen! Die Regierungszeit des grossen Herzogs Jakob weist bereits einen erheblichen Wandel zum Besseren auf, und vollends im 18. Jahrhundert hören Erscheinungen wie die eben geschilderten fast völlig auf. Leute wie Mag. Joh. Fried. Schultzen sind ebenso wie Franz Joachim Limonis seltene Ausnahmen. Von Letzterem, einem «*strenuus potator intemperentiaeque nimium deditus*» heisst es in einer zeitgenössischen Aufzeichnung: «*propter ebrietatem, cui indulset et propter ingenii alacritatem in verbis construendis, nobilibus dioeceseos, cui praefuit, ludibrio fuit*»!! Solche Leute treten aber völlig zurück gegenüber der Fülle energischer, gelehrter und von eifrigster Sorge für das Landvolk, wie überhaupt für die Heimat erfüllter Seelsorger, wie dem ausgezeichneten Superintendenten Alexander Graeven, oder seinem jüngeren Genossen Dr. Friedrich Ockel, vor Männern, wie dem unermüdlichen Gotthard Friedrich Stender, Johann Nikolaus Tiling und zahlreichen anderen, aus deren Mitte den Einen oder Anderen hier, wenn auch nur in raschen Strichen zu zeichnen, Referent sich leider versagen muss. Mit hoher Befriedigung hat er das schöne Werk aus der Hand gelegt; er ist überzeugt, dass es in erster Linie in Kurland viele dankbare Leser finden wird, die in demselben ein grosses Stück deutscher Culturarbeit und nicht das schlechteste — geschildert sehen.



Studien der Literatur Altlivlands.

Die oft im Leben der einzelnen Menschen heilsame Krisen eintreten, wo alle seine geistigen und materiellen Kräfte auf eine Erneuerung des ganzen Organismus hinarbeiten, so auch im Leben der Völker. Da gilt es aber entschieden vorzuschreiten, ohne Bedauern mit der Vergangenheit, wenn deren Krankheitszustand als unheilbar erkannt worden ist, abzuschliessen, die Gegenwart mit ihren neuen Anforderungen klar ins Auge zu fassen und die dargebotene Hand der Zukunft mit Entschlossenheit zu ergreifen, denn schwer rächt es sich, ein halbes Werk zu schaffen und die günstige Gelegenheit nicht beim Stirnhaare mit fester Hand gefasst zu haben. Dieser berechtigte Vorwurf, mit dem Scherr die culturgeschichtliche Schilderung des 16. Jahrhunderts einleitet, trifft in gleichem Masse für das Reformationszeitalter die leitenden Kreise und Persönlichkeiten Livlands.

Das anbrechende 16. Jahrhundert¹ wies für das weite Gebiet der deutschen Zunge einen Zustand auf, der durch den aufgehäuften Gährungsstoff den günstigsten Boden zur folgenreichsten Umwandlung, welche je eingetreten, schuf; der sittliche Verfall der katholischen Kirche war so offenkundig, dass auch die entschiedensten Anhänger eine Reformation an Haupt und Gliedern forderten, ein Sehnen, das in den vielfachen Concilen des vorausgegangenen Jahrhunderts seinen Ausdruck gefunden. Immer wieder waren diese

¹ Benutzt sind worden, und verweise ich hiermit darauf, für die folgende Zusammenstellung die Literaturgeschichte von Wackernagel, Scherer, Koberstein Stern, Roquette, Goedeke &c.

resultatlos verlaufen, ein Versäumnis, das für das Concil zu Costnitz Livland in der Person des Erzbischofs Johann Wallenrode mittrifft, und nur tiefer war die katholische Geistlichkeit in Unwissenheit und Unsittlichkeit versunken. Aber auch das staatlich-politische Leben, der Gegensatz zwischen dem Reich und der heranstrebenden Fürstenmacht, zwischen dem Reichsadel und den Städten, die unerträgliche Lage der hörigen Bauerschaft, der völlige Umschwung, der durch die neuen Erfindungen und Entdeckungen auf alle Kreise in materieller Hinsicht drückte, der Kampf des Humanismus mit der mittelalterlichen Scholastik, der sich auf geistigem Gebiete abspielte, Alles, Alles hatte ein dunkles Verlangen nach einer Aenderung in der ganzen deutschen Nation, in allen Schichten hervorgerufen, und da in diesem Augenblicke trat Martin Luther zündend mit seiner Lehre hervor, die ein Jahrtausend kirchlichen Lebens im ersten Anlauf niederwarf und das ganze Volk durch die socialpolitische und religiöse Gewalt der neuen Ideen fortriss. Vom Rhein bis an die Küsten der Ostsee flutete die Bewegung, und auch für Livland galt das Wort Geibels, wenn er singt:

Aus dem dunklen Schriftbuchstaben,
 Aus der Lehr' erstarrter Haft,
 Drin der heil'ge Geist begraben,
 Lass ihn auferstehn in Kraft!
 Lass ihn übers Rund der Erde
 Wieder fluten froh und frei,
 Dass der Glauben Leben werde
 Und die That Bekenntnis sei!

In unserem Heimatlande hatten sich in gleicher Weise, wie im Reich, die Verhältnisse immer mehr zugespitzt, und alles deutete einen drohenden Zusammenbruch an, der auch nur durch die glorreiche Regierungszeit des als Krieger wie als Staatsmann hochberühmten Wolter von Plettenberg, welcher «der eddelsten und vornemesten meister einer gewest, des lob man billig priset»¹, abgewandt wurde. Ihm aber gerade ist der Vorwurf nicht erspart, dass er den Anforderungen der Zeit gegenüber sich zögernd abwägend verhielt. Weder gelangte er zu einem entscheidenden Entschluss in Bezug auf die religiöse Bewegung, der es entweder entgegenzutreten oder die es zu fördern galt, noch vermochte er in kühnem Wagen die ihm nahegelegte politische Umgestaltung

¹ Randglosse zur Russowschen Chronik in der Ausgabe 1584. Jahresbericht der Felliner literarischen Gesellschaft pro 1882. p. 67.

Livlands herbeizuführen, und wie Albrecht von Brandenburg in Preussen sich zum alleinigen Herrn des ganzen Altlivland zu machen, dem neuen Geist eine neue Form gebend. Wie anders hätte das Land dann den Sturm, der über dasselbe hinbrauste, bestanden! So brach mit seinem Tode die Katastrophe herein und enthüllte mit furchtbarer Tragik, wie morsch und im Inneren faul der Bau des livländischen Staates gewesen. Orden und Geistlichkeit hatten sich in gleichem Masse dem Wohlleben ergeben, denn betrachteten sie doch Livland nicht als ihr eigentliches Vaterland, sondern «waren», wie Russow sagt, «nur darnach aus, wie sie nur zu ihren Tagen genug haben möchten». All die Unsitte, die sich an den Namen der katholischen Geistlichkeit im ausgehenden Mittelalter knüpft, kehrt in den Aufzeichnungen der Zeit wieder; Wucher, Erbschleicherei, Prassen und Unzucht wird den ungebildeten Mönchen und Prälaten vorgeworfen, und auch der Ablass, der in schamloser Weise im Mutterlande betrieben wurde, fehlte nicht in Livland, wie denn Russow in seiner Chronik den Ablass, der am Tage Johannis des Täufers am Brigittenkloster bei Reval mit all seinen Folgen, dem Saufen und Schwelgen, dem Singen, Springen und Tanzen, der Unzucht, dem Mord und Todschatz stattgefunden hat, in seiner charakteristischen Weise als Greuel der Abgötterei vorführt. So konnte Burkard Waldis ein entrüstungsvolles Verständnis bei seinen Zuhörern erwarten, wenn er in seinem Fastnachtspiel, dem verlorenen Sohn, sagt:

Dar kam de Pauwes mit syner rot
 Dy, HERRE, tho laster vnd tho spot
 Mit Cardinaln vnd Römschen deuen
 Inn dütsche lanndt mit aflats breuen;
 Hefft vns von dy, O godt, getrent,
 Mit syner Sophistry vorblent &c.

Steht doch auch der berüchtigte Name Tezels² mit Livland in Beziehung, indem er neben Schelle, Pfarrherr zu Burtneek, Joh. Loen, Propst zu Oesel, Ph. Schiep, Comtur zu Wenden, Christian Bomhower, Pfarrherr zu Rujen und anderen livländischen Namen als Ablasshändler für die Cruciate gegen die Russen vom Jahre 1504

¹ Neudrucke deutscher Literaturwerke Nr. 30. Der verlorene Sohn, ein Fastnachtspiel von Burkard Waldis. 1881. Vers 111 ff.

² Tezel hat überhaupt Jahre lang mit rastlosem Eifer livländischen Ablass verhandelt. Sitzungsberichte der Gesellschaft für Geschichte und Alterthumskunde der Ostseeprovinzen Russlands aus dem Jahre 1886. p. 22.

oder 1505 genannt wird¹. Dieselbe scheint allerdings für Westfalen oder die niedersächsischen Hansastädte und nicht für Livland bestimmt gewesen zu sein, da sich für ihre Verkündigung hierselbst kein deutliches Zeugnis findet, es haben sich aber Ablassbriefe² erhalten, die das Unwesen des Ablasshandels für Altlivland erweisen und welche Straf- und Schuldlosigkeit und die vollkommene Vergebung der Sünden allen denen zusichern, die «milde Handreichung thun», namentlich aber «Metalle schicken». Charakteristisch werden civilrechtliche Verhältnisse, ungesetzliche Ehen zwischen Verwandten, uneheliche Geburt und damit zusammenhängende Erblosigkeit in den Ablass hineingezogen, in der berechnenden Voraussetzung, leicht willige Zahler zu finden. War dieses nicht der Fall, so mögen Erpressungen, wie sie in Deutschland mit dem Ablass Hand in Hand gingen, auch hier ausgeübt worden sein. Anstoss und Unwillen wuchs so im Volke gegen die Geistlichkeit und auch hier war der Boden zur Neuschaffung der Verhältnisse wohl vorbereitet.

Zwei neben einander hergehende und wieder oft in einander übergreifende Bewegungen sind es, die im ausgehenden Mittelalter und der neu anbrechenden Zeit der Literatur ihr charakteristisches Gepräge aufgedrückt und auch in Livland ihren vollen Ausdruck gefunden haben — der Humanismus und die Reformation.

Die humanistischen Bestrebungen Livlands, für deren Erforschung noch wenig gethan und die in Folge dessen noch sehr im Dunkel liegen, stehen in engster Beziehung zu Deutschland. Wie mit einem weiten Netz umspannten die Jünger der neuen Richtung, die, sich anlehnend an die altklassische Dichtung und Literatur, ein Wiederaufblühen der Wissenschaft hervorgerufen, den Kreis der Gebildeten von Süden nach Norden und wo nur in einer Stadt eine lateinische Schule existirte, lässt sich mit Sicherheit die Existenz eines Vertreters des Humanismus annehmen, der voll glühender Begeisterung die Waffen des Geistes gegen die eingestostete Schulweisheit der Scholastik richtete. Durch den regen Wandertrieb der Zeit, der den Handwerker in gleichem Masse, wie den Gelehrten ergriffen hatte, da unter dem Einfluss der verschiedenartigen umgestaltenden Bewegungen sich der ganzen Welt eine unbezwingliche Lust, zu sehen, zu lernen und zu reisen, bemächtigte, traten einander die Glieder dieser grossen Gemeinde nahe. Mit

¹ Bunge, Archiv VIII. 180 ff. Schirren: Eynne Schonne hystorie.

² Beiträge zur Kunde Ehst-, Liv- und Kurlands, Bd. IV, p. 152 f.

dem Schwert an der Seite, dem Virgil und Aristoteles, den köstlichsten Schätzen jener Zeit, im Mantelsack machte sich der freie Denker auf den Weg, um Wissenschaft und Poesie zu erstreiten, und jedem, der sich als ein Zögling der griechischen und römischen Musen ankündigte, öffnete sich gastlich die Thür der gleichgesinnten Genossen. So flutete es von Deutschland nach Livland hinüber und herüber und von manchem der bedeutenderen deutschen Humanisten lässt sich vermuthen, dass sein Weg ihn auch in unsere Provinzen geführt hat. Konrad Pickel oder Celtus, von dem man bekanntlich zeitweilig annahm, dass er der eigentliche Verfasser der Dramen der Nonne Roswitha von Gandersheim sei, wandte seinen Weg von Krakau an die Ostsee und stiftete eine *Sodalitas baltica*, eine gelehrte Gesellschaft, welche ihre Ausläufer bei der nahen Beziehung wol auch in unsere baltische Heimat erstreckte; und wenn uns berichtet wird, dass Ulrich von Hutten, nachdem er den Blicken entschwunden, plötzlich an der pommerschen Küste von einer gefahrvollen Seereise heimkehrend auftaucht, so ist auch hier der Vermuthung ein reiches Spielfeld geboten. Von einem der bekannteren Humanisten wissen wir zudem, dass er sich eine Zeit lang in Livland aufgehalten. Johannes Lorichius¹ aus Hadamar, der Sohn des marburger Professor Reinhard Lorichius, war über Lübeck nach Riga gekommen, wo er seinen Schulfreund Hieronymus Thennerus zu finden hoffte, der wie er ein Schüler der Musen und Anhänger des Humanismus war (*Nam uolitant patrias tua Musica dona per urbes, Quae mihi tam longae causa fuere viae*). Er fand aber den Freund nicht vor, da derselbe in Reval seinen Aufenthalt genommen und von dort sich nach Polen wandte, während Lorichius zur See nach Frankreich ging, um in Orleans die Rechte zu studiren. Nachdem er dann elf Jahre als geheimer Rath im Dienste Wilhelms von Oranien gestanden, trat er, nach Frankreich zurückgekehrt, in den Colignys und fiel in einem Treffen im Juli 1569.

Nur kurz erwähnend, will ich um der Vollständigkeit der literarischen Ueberschau willen auf einige Gestalten aus dem Humanistenkreise Livlands hinweisen, wie denn ja auch die lateinische humanistische Dichtung über den Rahmen eines die deutsche Dichtung vorführenden Bildes hinausreicht.

Theodor Schiemann hat uns in seinen «Archivalischen Studien» die Gestalt Daniel Hermans gezeichnet, der früh schon die gelehrte

¹ Jahrb. der Felliner lit. Ges. pro 1888. p. 87 f. Goedeke, Grundriss II, p. 92.

Wanderschaft antrat und, durch sein Schicksal zu Stephan Bathory geführt, seit 1582 der unsrige genannt werden kann, denn er liess sich bleibend in Riga nieder, wo er durch die Vermählung mit Frau Ursula Kröger, weiland Berent Buttens Wittib gefesselt ward. Wie eng er mit seinem neuen Vaterlande verwuchs, zeigen viele seiner Gedichte, welche mit baltischem Geist und baltischen Interessen erfüllt sind. Als 1595 in der Nähe von Ascheraden eine Misgeburt zur Welt gebracht wurde, besang er den Charakter der Zeit gemäss' dieses Ereignis als böses Omen und knüpfte, wunderlich in seinem Ausgangspunkte, eine ergreifende Darstellung der politischen und religiösen Lage Livlands voll wahren patriotischen Sinnes an. Und noch öfter hatte er Gelegenheit, seine warnende, ermahnende Stimme zu erheben, denn die Geschicke seiner neuen Heimat lagen ihm am Herzen und die schweren Zeiten, die für Livland immer nicht aufhören wollten, gaben ihm Anlass zu erneuter Klage und Bitte. Einigkeit, das ist der Grundgedanke seiner Dichtung, soll herrschen, damit das Recht gewahrt und nicht leichtfertig niedergeworfen werde und nur auf den Grundlagen der Gerechtigkeit und Zucht und Duldung vermag der Staat zu beruhen und aus ihnen seine Kraft zu schöpfen.

Derselben Zeit gehört ein anderer gleichfalls in Riga lebender Humanist, der früh verstorbene Doctor der Arzneikunst Basilius Plinius², an, der uns in seinem *encomium inclitae civitatis Rigae metropolis Livoniae* ein Lobgedicht giebt, welches, wenn es auch wol oft mit poetischer Lizenz in schönfärbendem Lichte die Zustände und Sitten erscheinen lässt, doch einen interessanten Einblick in die culturhistorischen Verhältnisse der Zeit gewährt, indem uns die alte Stadt, *caput nostrae patriae cor lumen ocellae* mit ihrer Pracht, ihren Sitten und Einrichtungen vor Augen gestellt wird. Gewidmet ist das Werk einer Reihe bekannter Persönlichkeiten Rigas, die er seine Mäcenaten nennt, unter denen uns der Bürgermeister Nyenstedt und Hilchen, der Begründer der ersten Buchdruckerei und des ersten Buchladens in Riga, entgegentreten und von denen wir wissen, dass sie den humanistischen Bestrebungen der Zeit nahe gestanden haben.

¹ Vgl. Weller II, S. 437. Nr. 601. Zwey erschreckliche Neue Lieder, das erste von einem Kinde, das geboren ist in Yfland, in der Stadt Parnaw. Das ander von einem Maune, der seine Fraw verkaufft, welche schwanger ging. MDLXXX.

² Gadebusch, Livländische Bibliothek II, 360.

Bei gleichem culturhistorischen Werthe zeigt eine strafende Tendenz Mag. Rötger Becker¹ oder, wie er sich nach der Sitte der Zeit mit latinisirtem Namen nannte, Rutgerus Pistorius. Zu Wesel geboren, scheint er schon unter dem Rector und späteren Superintendenten Jakob Batt Lehrer an der Domschule zu Riga gewesen zu sein und ist vielleicht einer von den «2 guden gelerden schollgesellen», welche dieser, wie Jürgen Padel in seinem Tagebuch erzählt, mit sich bringen sollte, als er 1540 von Wittenberg wieder nach Riga zurückkehrte. Jedenfalls ist er mit demselben näher bekannt und befreundet gewesen, denn dieser hat ihn kurz vor seinem Tode 1545 zum Testamentsvollstrecker ernannt und noch drei Jahre später war sein Gedächtnis so lebendig in unserem Dichter, dass er 1548 sein Leichencarmen, «*Epicedion pii et eruditi Viri Dr. Jacobi Batti, quondam Superattendentis Ecclesiae Rigensis in Liuonia, cui obiter inserta est brevis commendatio urbis Rigae*» in Lübeck erscheinen liess. Seine Tüchtigkeit, seine humanistische Bildung, seine poetische Fertigkeit schafften ihm überall Freunde und Gönner, von denen ihn der Bürgermeister Jürgen Padel, welchen er seinen *optimus Maecenas* nennt, durch seinen Einfluss besonders gefördert zu haben scheint. Nachdem er als Rector der Domschule von 1545 bis 1554 thätig gewesen war, mit dem Amte des Schullehrers das des Geistlichen verbindend, wurde er Oberpastor an der St. Petrikirche, an welcher er bis zu seinem Tode 1577 mit Eifer und Pflichttreue gewirkt hat. Ausser dem bereits erwähnten Lobgedichte auf Jakob Batt und ausser einer poetischen Epistel an den Syndikus Justus Claudius oder Jost Clodt und einem dem rigaschen Pastor Dr. Thomas Meyer gewidmeten Hochzeitgedichte stammt von ihm die *Elegia de nobilium origine et vitiosis corundem moribus*² her, über welche Ed. Pabst sagt: «Obschon der Verfasser des Gedichts nicht namentlich angegeben hat, welchen Adel er eigentlich besinge, so geht doch aus den Einzelheiten der Dichtung, sowie aus dem Wenigen, was wir von Pistorius' Leben wissen, deutlich genug hervor, dass der livländische Adel seiner unglückseligen Zeit gemeint sei. Wem die Schilderungen Russows, seines etwas jüngeren Zeitgenossen, bekannt sind, wird zwischen

¹ Jahresber. der Fell. lit. Gesellsch. pro 1888. p. 59.

² Die Handschrift der *Elegia*, sowie die der niederdeutschen Lieder, die «B. M.» XXXVI, p. 487 und 518 erwähnt sind, sind nicht verloren, sondern mir durch die Liebenswürdigkeit des leider so früh verstorbenen Dr. H. Hildebrand, dem sie von Dr. F. G. von Bunge übergeben waren, zugänglich gemacht worden.

ihnen und den vorliegenden bald Aehnlichkeiten genug entdecken.» Es scheint beinahe, als ob der Verfasser aus allzu grosser Vorsichtigkeit absichtlich alle nähere Bezeichnung der *nobiles*, von deren *origine vera et vitiosis eorum moribus* er spricht, vermieden, das Ganze auch lediglich für sich entworfen und zu keiner Veröffentlichung bestimmt habe. Denn dass man auch damals schon wegen enthüllter Mysterien sich üble Nachrede und Gefahr zuziehen konnte, sehen wir aus Russows Vorrede zum vierten Theil seiner Chronik. Dies wird auch durch Rutg. Pistorius' eigene Worte, die er an Jost Clodt in der Epistel richtet:

Id tamen obtestor, si vere sim tibi charus

Vt soli credas ludicra missa tibi;

Nolo meos temere lusus dommittere vulgo.

Qui semel est laesus, cautior esse solet

belegt, die auf Unannehmlichkeiten, welche sein Dichten ihm bereitet, hinweisen. Während der bürgerliche Dichter im *Epicedion pii et eruditi Viri* Dr. Jacobi Batti &c. gelegentlich eine empfehlende Schilderung Rigas giebt, steht er, charakteristisch für die Zeit und den Gegensatz zwischen Bürgerthum und Adel, dem letzteren als strenger Sittenprediger gegenüber, dessen tadelnde Angriffe auf Luxus und Schwelgerei, Rohheit und Untüchtigkeit leider im Jahre 1558, dem Beginn der verheerenden furchtbaren Russenkriege, ihre Berechtigung erwiesen.

Während alle Humanisten ihr Hauptaugenmerk auf die Handhabung einer reineren lateinischen Schreibart richteten, wichen sie dem Inhalt nach wesentlich von einander ab, indem die einen nur solche Gegenstände der Behandlung für werth hielten, durch welche die religiöse Moral oder der Patriotismus gefördert werden konnte, während andere den Geist der römisch-klassischen Dichtung aufzunehmen und demselben Ausdruck zu geben versuchten, indem sie sich den Mustern Ovids, Catulls, Martials &c. anlehnten. Dass dabei oft die lasciven Werke der altklassischen Zeit, wie die *amores* Ovids nachgeahmt wurden, das zeigt nicht nur die humanistische Dichtung Deutschlands, auch in Livland liegen Belege vor, und nicht vereinzelt ist der frivole Ton der Verse, wie ihn z. B. Johannes Lorich «der nasse Bruder» voller Schmähungen der revaler Schönen¹ in einer poetischen Epistel an seinen Freund Thennerus anschlägt. Ein vielseitiges Gebiet ist es überhaupt, das

¹ Mittheilungen aus der livl. Gesch. B. XIII, p. 498 f.

uns in den lateinischen Dichtungen des 16. Jahrhunderts entgegentritt. Der grosse humanistisch angewehrte Kreis der Juristen, Schullehrer und Geistlichen Livlands hatte sich einem lebhaften poetischen Schaffen zugewandt, das alle verschiedenen Gebiete der Poesie zu umfassen strebte, und wenn auch die lateinische Gelegenheitsdichtung¹, deren poetischer Werth meist gering ist, vorherrschte, so ziehen andererseits in buntem Gemisch Lehrgedichte, politische Lieder, Episteln, Oden, Epigramme &c. an uns vorüber. Um so vielseitiger musste das Gebiet der Humanistenpoesie sein, da sich mit dem Humanismus die Reformation verband und uns mit die bedeutendsten Namen der Reformationsbewegung in enger Verknüpfung mit dem Wiedererwachen der altklassischen Literatur und Kunst begegnen. Auch unser baltischer Reformator, der rigische Apostel, wie er genannt worden ist, Andreas Knopken, hat die Bestrebungen des Humanismus getheilt, denn nicht nur, dass er mit Erasmus von Rotterdam im Briefwechsel gestanden hat, er begegnet uns auch als Verfasser eines ohne Zweifel lateinischen Gedichtes².

Auf die Geschichte unserer baltischen Reformation näher einzugehen und zu zeigen, wie mit dem Vorgehen Rigas, Revels und Dorpats die reine Lehre des Lutherthums bald Anhänger gewann und durch die Stellungnahme der Bürger und die politische Zersplitterung des Landes sich ausbreitete, würde zu weit führen und ist ausserdem durch die meisterhaften Schilderungen Bienemanns und Schiemanns, welche den vierhundertjährigen Gedenktag der Geburt Luthers feiern, hinlänglich bekannt. Neugestaltend wirkte auch hier im politischen, kirchlichen, bürgerlichen, ja im engen Kreise des häuslichen Lebens die allgewaltige Macht der neuen Lehre, welche, den Menschen zur freien Selbstbestimmung hinführend, ein neues Gedankenleben erschuf, das sich in der Literatur, die ganz vom reformatorischen Geist erfüllt ist, in unzähligen Erscheinungsformen entfaltete. Auch sprachgestaltend erwies sich die Reformationsbewegung, indem die Trennung von Niederdeutsch und Hochdeutsch aufgehoben wurde, denn von Wittenberg aus strömten Prediger und Lehrer an die Kirchen und Schulen, die so die Kenntnis der hochdeutschen Sprache ins Leben trugen und dieselbe immer mehr einbürgerten. Sehr allmählich wurde, wenn man den Mangel eines deutschen Volksthums berücksichtigt, aus dem

¹ Arend Buchholtz: Gesch. der Buchdruckerkunst in Riga. 1890. p. 59 f.

² Mittheilungen aus der livl. Gesch. Bd. XIII, p. 513 f.

sich die Sprache erneuern und stets neue Kraft schöpfen konnte, der heimatliche Dialekt in Livland verdrängt. In seinem «Christlich Gespräch Von der grawsamen Zerstörung in Liffland, durch den Muscowiter» &c. 1579 entschuldigt sich Timann¹ Brakel, dass er hochdeutsch schreibt und nicht «seiner angebornen vnd gewonlichen Sechsischen, sondern dieser Sprach habe brauchen wöllen,» damit, dass er auf einen weiteren Kreis seinen bessernden, warnenden Einfluss habe ausüben wollen. Erst 1615 beginnen nach Brevers Zeugnis die hochdeutschen Gesangbücher in Riga², sind also nothwendig geworden; aber auch nachher finden sich immer wieder von niederdeutscher Dichtung (Gelegenheits-, Spottgedichten³ &c.) Spuren, die bis ins 18. Jahrhundert⁴ reichen und niederdeutsche Ausdrücke

¹ T. Brakel, Christlich Gespräch &c. p. 49.

² A. Buchholtz, Gesch. der Buchdruckerkunst in Riga 1890. p. 289.

³ Livonas Blumenkranz, p. 61. E. Pabst, Bunte Bilder. Heft II, p. 39. Gadebusch, Livl. Bibliothek II, 239.

⁴ Vgl. Caspar Abels niederdeutsche Gedichte von Ad. Hofmeister, Niederd. Jahrb. 1882, Bd. IX, der in seiner Dichtung «die hilflose Sassine» singt:

Sassine wandert fort, und dript glick enen Kahn,
 de up der Elve ligt, to öhrer Nothdurfft an,
 se geht durch Mecklenburg und Pomern to den Prüssen,
 se geht noch wieder fort dorch Lieflland to den Rüssen.
 se stellt sick an den Weg, so naked und so blon
 se van der Reise was, und söekt en Stücke Brodt.
 de Czar kam even her to öhrem groten Glücke,
 und tog vor öhr vorby, se fodderte en Stücke,
 he sag se fründlick an, und sprack, min gude Kind,
 ick mercke dat ji nich van schlechten Lüden sind.
 wer sind ji, segt et mi. se sprack, ick bin Sassine.
 ey, sprack he, sind ji de, de mine Catharine
 so offte mi geröhmt? so leeff as se mi iss,
 so leef sind ji mi ock, dat lövet man gewiss.
 ick bin in Holland west, ick weet um jue Sake,
 und holle likevul van jüeck und juer Sprake.
 min Ostermann, de mi so grote Deenste deiht
 und de darum by mi in groten Gnaden steiht,
 de iss ju Landsmann ock. Wat will ji weder lopen,
 blievt hier, min grosse Riek steiht jüeck und allen open,
 de trü und ehrlick syn, so wahr ick Kaiser bin
 so hebb jit got by mi un miner Kaiserinn.
 Sassine lövde dat, worum soll set nich löven?
 also nam se sick vor en betgen da to töven,
 et was ock gude nog so lang as he gelevt,
 un sine Czarin öhm im Rieke nagestrevt;

und Redewendungen¹ haben sich bis in unsere Zeit erhalten. Hatte Luther dadurch, dass er die hochdeutsche Bibel seiner Kirche in die Hand gab, sprachgestaltend gewirkt und zu jener Einheit des geistigen Lebens, deren wir uns gegenwärtig erfreuen, den Grund gelegt, so schuf er andererseits die evangelische Predigt, die, auf die Bibel gestützt, das lautere Christenthum den Zuhörern bot. Vor Allem war aber die Reformation der Quell, welcher den Boden tränkte, aus dem als schönste Blüthe das evangelische Kirchenlied, dieser für die ganze Gemeinde eingerichtete Kirchengesang, entspriessen sollte. Trost, Hoffnung und Erbauung spendend, verwuchs dasselbe mit dem Leben, und wie in den alten Zeiten die für das Christenthum streitenden Ordensritter, so schöpften auch jetzt die Krieger Livlands den Kampfesmuth aus dem religiösen Gesang. Als 1578 an der treidenschen Aa die Schlacht gegen die Russen beginnen sollte, da «haben die Unsrigen,» erzählt Russow, «Gott dem Allmächtigen einen Fussfall gethan und angefangen den Psalm zu singen: Wo Gott der Herr nicht bei uns hält» &c., der, von Justus Jonas gedichtet, sich in plattdeutscher Uebertragung schon in dem ersten für Riga bestimmten Gesangbuche vom Jahre 1530 findet. Dichtungen religiösen Inhalts bietet auch die katholische Zeit, aber in vollen reichen Strömen bricht dieselbe erst mit der Reformation hervor, und Livland hat hierin dem Mutterlande nicht nachgestanden. «Was Livland anbetrifft,» sagt Sallmann² und ähnlich äussert sich Joh. Geffcken³, «so behauptet bekanntlich Riga einen Ehrenplatz in der Geschichte der Hymnologie. Es gab eine Zeit, wo sein Gesangbuch auch ausserhalb Livlands in einem weiten

as aver düsse starff, so fung de Dolgoruke
 de Herschopp wedder an na Russischem Gebruke
 he was den Dütschen gram, un tog den jungen Czar
 van allen frömden aff, dat sach man openbar,
 he was ock gar ken Fründ van anner Völcker Spraken,
 drum reeth öhr Ostermann sick weder weg to maken
 slog aver öhr wat vor, dat öhr recht wol gefeel,
 dat se to Englen sick as öhrer Swester heel,
 un deren grotsten Sohn to öhrem Bystand nehme,
 dorch den se gans gewiss to öhrer Fryheit keme,
 vorut da he nu ock dat schöne Land besat,
 dat ehrtiets Albion öhr Vader ingehatt.

¹ Das alte auf unsere Undeutschen gedichtete Liedlein &c. v. u. Pabst, p. 40 f.

² «Balt. Monatsschr.» XXI, p. 110.

³ Kirchendienstordnung und Gesangbuch der Stadt Riga. 1862. p. V.

Gebiete verbreitet und im Gebrauch war, jenes ursprünglich niedersächsische Gesangbuch Joh. Briessmanns und And. Knopkens, welches 1615 hochdeutsches Gewand annahm und sich darin erhielt, bis es 1664 durch das Brevernsche Gesangbuch verdrängt wurde.» Dieses älteste livländische Gesangbuch «Kurtz Ordnung des Kirchendiensts, Sampt eyner Vorrede von Ceremonien, An den Erbarn Rath der löblichen Stadt Riga ynn Liefflandt Mit etlichen Psalmen vnd Götlichen lobgesengen, die yn Christlicher versamlung zu Riga ghesungen werden», das 1530 in der «lauelyken Stadt Rozstock» erschien und das, wie es in der Vorrede der zweiten Auflage heisst, gebraucht wurde,

Christlicher gemein

Zu dienst van sy syngen yn eynu
Vnd sunderlich der lieben Jugent,
Dye sich vleyt Christlicher tugent, &c.

bietet neben einer Reihe aus Deutschland entnommener Lieder, unter diesen den ältesten erhaltenen Druck von Luthers «Ein' feste Burg ist unser Gott», auch die auf livländischem Boden entstandenen Gedichte. Andreas Knopken besonders, *Primum evangelii lucem qui sparsit in oram Livonicum*¹, der, zu Küstrin geboren, seine Jugendzeit nahe der russischen Grenze (*vicinus Rutenis, quos intonsos et imperos appellas ob morum, opinor, cultusque barbariem*²), also wol in Livland zugebracht hatte und, von Treptow um seines Lutherthums willen vertrieben, nach Riga zurückgekehrt war, verdanken wir eine grosse Zahl Kirchenlieder, die sich weit über Norddeutschland verbreiteten und in viele niederdeutsche Gesangbücher aufgenommen wurden. Ein warmer und tiefer Glauben leuchtet aus allen seinen Liedern hervor, und zu bedauern ist es, dass in unseren Gesangbüchern die alten livländischen Kirchengesänge, wie «Pryss myn seel dynen Heren» oder «Ach godt myn eniger trost vnde heyl» fehlen, wie auch das «schön geistlick Ledt» des alten tapferen Ordensmeisters Wilhelm von Fürstenberg:

Ach Godt wil my erhören
Ick rope van herten leidt,

das er als Zeugnis seines Glaubens uns hinterlassen aus der Zeit, da er noch ungebrochen war, nicht Aufnahme gefunden hat. Auch Burkard Waldis, der unstreitig grösste Dichter Livlands im 16. Jahrhundert, ist mit seinem Kirchenliede übergangen, obgleich von ihm

¹ Epitaphion in der Petrikirche zu Riga.

² Mittheil. aus der livl. Gesch. Bd. XIII, p. 513.

die schöne Uebertragung des 127. Psalmes, den auch Luther in dem Schreiben «an die Christen zu Riegen ynn Liffland» ausgelegt hat, herstammt:

Wo Godt nicht sulffs dat huss vpricht,
 Vnd schafft all dingk darynne,
 Szo ist mit vnss nicht vthgericht
 Vorlorn ys sterek vnd synne,

eine Uebertragung, die seiner Dramatisirung der Parabel vom verlorenen Sohn angefügt ist. Im Anfang des Reformationszeitalters sind eben alle Dichtungen getragen von der neuen Lehre, welche, indem sie den grossen Gedanken eines allgemeinen Priesterthums frisch erweckte, das gesammte Geistes- und Sittenleben auf einen neuen breiteren, tieferen Grund baute, und so sehr hatte dieselbe alle Gemüther ergriffen, dass eine Dichtung ohne Beeinflussung der die Zeit bewegenden Ideen undenkbar erscheint. Oft geben so die Dichtungen, da es die neue Lehre zu bekämpfen oder zu bestätigen galt, in diesem Kirchenkampfe dem schroffsten Gegensatze zwischen Katholicismus und Protestantismus Ausdruck, und die zahlreichen Angriffe, Pasquille und Schmähschriften zeugen von der tiefen Erregung und steigenden Erbitterung der Parteien. Als man im März 1524 in Riga mit dem Niederreissen der Altäre und der Beunruhigung der Klosterinsassen begann, da führten die Vasallen aus Kurland und Livland beim Meister Klage, dass ihre Kinder, Schwestern und Verwandten, die ehrbaren Jungfrauen im Dominicanerinnenkloster, von einem ehemaligen Bruder, Schepink, und Anderen über alle Massen und Billigkeit mit den allerschändlichsten und unehrlichsten Liedern besungen würden¹. Und mit gleicher Münze zahlten die Katholiken, indem sie die Gegner in gleich derben Schmähliedern² angriffen:

Righe, du bist voll junger laffen;
 Se weten nicht sulven, wat se claffen
 De rechten buffelen, unde
 Dreves Sylvester mit syner selscop;
 Du kumpst des drade to wunde.

¹ H. Hildebrand: die Arbeiten für das liv-, est- und kurländische Urkundenbuch im Jahre 1875/76 Riga. 1877. p. 16.

² Joh. Berkmann Stralsundische Chronik ed. Mohnike und Zober. Stralsund 1833. p. 233 ff. Spottverse auf Riga, Reval und Dorpat finden sich auch bei Lappenberg: Niedersächsische Lieder in Bezug auf die Kirchenreformation vom Jahre 1528 und 1529 in der Zeitschrift d. Ver. f. Hamburg. Gesch. Bd. II,

Righe, ick verwunder my diner daht!
 In dy regeert gantz böse raht;
 Wo werstu werden int letzte,
 Wen me vckeling (?) eten schale?
 Driff uth dine quaden geste!
 Dorpte, du most ock alhier vore!
 Du geist nicht in de rechte dore,
 Sere bister geistu lopen;
 Dine heren lestu buten stahn,
 Wo düre werstu dat kopen?
 No maket an des düvels bunth,
 Wo se buwen uppe quade grundt,
 Dat wart nicht lange duren!
 Ick hape, dat idt gade verdreten schall,
 De ward id balde stüren.

Nichts achtet der Verfasser, der auch die Städte Norddeutschlands in seine kritisch-katholische Beleuchtung hineinzieht, die Ketzer, denn «wenn ihm Gott zu Hülfe kommt, so würde er wol mit dem Teufel streiten», eine Siegeshoffnung, welche die Protestanten den Bekappten und Beschorenen gegenüber in gleicher Weise hegten.

Gades wort is unde blift van ewicheit to ewicheit

Wer it ok allen boscharen un bekappeden leit,
 lesen wir im Rechnungsbuche der grossen Gilde zu Reval. So wogte der Kampf in Lied und Spruch und in diesem kampfesfreudigen gegen die katholische Lehre polemisirenden Lichte erscheinen denn auch die Werke Burkard Waldis¹, der interessantesten Gestalt unter den livländischen Dichtern der Reformationszeit.

In Allendorf an der Werra geboren, taucht er zuerst 1522 als Mönch in Riga im Dienste des Erzbischofs Jasper van Linden auf, der ihn mit Antonius Bomhower und Augustin Uhlfeldt an Kaiser und Papst sendet, um Hilfe gegen das Ueberhandnehmen der neuen Lehre zu finden. Diese Reise ist für unseren Dichter — denn mit Recht kann man ihn so nennen, da Livland und seine Geschicke hierselbst bestimmend auf sein Talent und seine Dichtungen gewirkt haben — von grossem Einfluss geworden, denn er erkannte die furchtbare Miswirthschaft der katholischen Kirche, die sich auch

p. 237 ff.: Eyn nighe dicht auer de stadt van dem Sunde vnde jnwaners vppe de noten: Och Henneke knecht wat wultu doen.

¹ Benutzt ist: Burkard Waldis von Gustav Wilchsack, Halle 1881, und Goedeke, Grundriss II, 447 ff.

nicht unter dem drohenden Ansturm änderte. Charakteristisch für den in Rom gewonnenen Eindruck sind seine Worte:

Das eim zu Rom kein sünd nit schad
 Allein so er kein Gelt mehr hat:
 Das ist die allergröste Sünd,
 Welch' nit der Bapst vergeben künd¹.

Die innere Wandlung, die noch, als er sich auf seiner Rückreise in Nürnberg aufhielt, durch die frivole Gesinnung des päpstlichen Legaten Campeggio verstärkt wurde, machte es ihm leicht, als er nach Riga zurückkehrte und der Anstoss von Aussen gegeben war, aus einem wankend gewordenen Mönche ein überzeugungstreuer Anhänger Luthers zu werden. Hatte doch die harrisch-wirländische Ritterschaft durch Claus Polle auf dem Ständetag zu Reval erklären lassen, ebenso wie der Ständetag zu Wolmar 1526, dass diese Lande den geistlichen Bann nicht leiden wollten; wer Bannbriefe ins Land bringe, habe verdient, dass man ihn in einen Sack stecke und über die Seite bringe, und dies war auch die Anschauung des Raths der Stadt Riga, welche die drei rückkehrenden Mönche, die dem energischen Nachfolger Jasper Lindens, dem Erzbischof Johann Blankenfeldt, die Waffen des Banns und der Aechtung brachten, traf. Augustinus Ulfelt war in Dünamünde bereits ausgestiegen und entging so dem drohenden Geschick, Burkard Waldis und Antonius Bomhover aber wurden aufgegriffen und mussten im Kerker schmachten. Durch die jüngsten Erfahrungen ward Ersterem der Seelenkampf, in dem er gerungen haben mag, erleichtert, und nach sechs Wochen sehen wir ihn, nachdem er zum Protestantismus übergetreten, sich in Riga niederlassen, wo er ein Eckhaus in der Schalstrasse bezog und, seinen früheren Stand abstreifend, Zinn- giesser wurde. Weit hinaus über die Grenzen Livlands brachte ihn sein Gewerbe, und bei Rath und Bürgerschaft erwarb sich der kenntnisreiche und welterfahrene neue Bürger bald Ansehen. Mehrere Gutachten in Münzsachen liegen von ihm vor, und als 1532 die Stände gemeinsam in Wolmar tagten und unter Anderem eine neue Münzordnung beriethen, ersuchte Wolter von Plettenberg den Rath Rigas, «vnseren lieuenn getruwenn meister Burchart Waldis» dahin abzuordnen. Auch bei der Abfassung der neuen rigaschen Kirchenordnung hat er, der in freundschaftlichem Verhältnis zu And. Knopken stand, mitgewirkt, wie denn von ihm in

¹ Esopus IV, 24.

der Ausgabe von 1537 die «das Buechleyn» überschriebene Vorrede in Versen und das «gebedt zu Godt» herstammt, in welchem letzteren er seinen freudigen Dank ausspricht für die Wohlthat, die Gott dem deutschen Volk durch die Reformation erzeigt hat. Auch stammt vielleicht der in der ersten Ausgabe angefügte Reimspruch:

Hedde wy alle eyne geloven,
 Godt vnde den gemeynen nuth vor ogen,
 Guden frede vnde recht gerichte,
 Eyne elle, mathe vnde gewichte,
 Eyne münte vnde gudt geltt,
 So stünde ydt wol yn aller werlt,

von ihm her, da er so ganz seiner Anschauung, welche er z. B. im Auftrage Plettenbergs in einer ausführlichen Denkschrift über den einheitlichen Münzfuss niedergelegt hat, und seiner vom Rath oft geforderten Thätigkeit entspricht. «So hatte der schweifende Mönch und Pfaffendiener neue, lebenskräftige Wurzeln in den Boden des sesshaften Stadtbürgerthums und der Zunftgenossenschaft getrieben, dem er sich in jungen Jahren entrissen, nicht als ein leichtfertiger Geselle, sondern den frommen Sinn auf das entsagungsvolle Amt eines Seelenhirten gerichtet. Durch den hohen Wogengang der Zeitereignisse, an dem mancher seiner kuttentragenden Genossen kläglich scheiterte, war sein Lebensschiff unversehrt hindurchgefahren, aus dem Mittelalter hinaus in eine neue verheissungsvolle Zeit. Sein frisches thatkräftiges Wesen hatte sich bald zurecht gefunden in den neuen Lebensverhältnissen, und während er in der Werkstatt Zinnkrüge hämmerte, formte sein lebhafter Geist Erlesenes und Erlebtes zu Versen und Fabeln, die seine Mitbürger gerne vernahmen; ein derber Witz, ein kräftiger Seitenhieb auf die Pfaffen verlieh ihnen für die jungen Lutheraner die willkommenste Würze.» So hätte sich Burkard Waldis bei gedeihlichem äusseren Leben, innerlich gehoben durch sein Ansehen bei Stadtgenossen und Rath, mit seinem Schicksal zufrieden fühlen können; nur eins machte ihm ernstliche Sorge und trübte ihm den häuslichen Frieden, seine Ehe mit Barbara Schulthe aus Königsberg, die ihm je länger je mehr durch Verschwendungssucht und Hang zum Trunk zur Qual wurde, bis ihn eine Trennung, während welcher Barbara gegen ihn beim Ordensmeister prozessirte (er scheint auch nicht ganz ohne Schuld gewesen zu sein), von seinem Hauskreuz zeitweilig erlöste. Doch zur Ruhe sollte er nicht kommen! Sein unruhiger

Geist, seine ehrgeizigen Gedanken drängten ihn auf einen gefahr-vollen Weg, der für ihn die Quelle bitterer Leiden werden sollte. Noch war in Livland der Kampf, welchen die Reformation entfacht hatte, nicht beendet, und wie hätte Burkard Waldis unthätig bleiben können. «Es war die Absicht, Erzbisthum und Ordensland zu einem weltlichen Herzogthum evangelischen Bekenntnisses zu machen, wozu seit 1532 die Vorbereitungen getroffen wurden. Die Verschwörung, welche durch die kluge Festigkeit Plettenbergs niedergedrückt war, dauerte nach dessen Tode weiter fort, fand aber an Hermann von Brüggenei einen nicht minder energischen Gegner. Einer der Leiter der Verschwörung, der frühere Stadtschreiber Johann Lohmüller, ein höchst zweideutiger Charakter, aber verschlagen, gewandt, unermüdlich, hatte, nachdem des Markgrafen Wilhelm von Brandenburg Pläne entdeckt waren, flüchten müssen und war nach Königsberg gegangen.» Mit ihm stand Burkard Waldis in enger Verbindung, indem er auf seinen Reisen, die ihn weithin führten und sein Kommen und Gehen, da sein Geschäft es so mit sich brachte, unverdächtig erscheinen liessen, die Rolle eines politischen Agenten und Briefträgers spielte. «Brüggenei, entschlossen, die Fäden der Verschwörung zu entwirren, um sie zerreißen zu können, liess den von der frankfurter Messe 1536 Heimkehrenden in Bauske, wo er Verwandte besuchte, um Weihnachten gefangen nehmen und hielt ihn zwei Jahre und länger in strenger Haft.» In dem schweren Geschick, das ihn, der vielleicht in die weitgehenden verrätherischen Pläne nicht völlig eingeweiht war und nur für die protestantische Lehre und ihre Herrschaft zu wirken glaubte, getroffen, suchte er Trost und Hoffnung in der Uebersetzung der Psalmen, die da zeugen von dem, was er erduldet:

An allen Menschen gar verzagt,
 Zu dir mein seel wil geben,
 Herr Got, auff dich hab ichs gewagt,
 Erhalt mich bei dem Leben,
 All mein zuflucht stell ich an dich,
 Lass nit zuschanden werden mich,
 Dass sich mein feind nit frewen.

Mein augen sind all zeit zu dir,
 O Herr, mein Got, gerichtet,
 Dass du helffst auss dem netze mir,
 Dern, die mich han vernichtet.
 Erbarm dich mein und sihe mich an,

Dann arm bin ich, von jederman
Auch gar vnd gantz verlassen.

Unterdessen war die Kunde von seinem Unglück in die Heimat gelangt und veranlasste seine zwei Brüder, Hans und Bernhard Waldis, Bürger von Allendorf, da die schriftlichen Bitten vergeblich gewesen, sich im Mai 1540 persönlich auf die weite Reise zu machen. Mit einem Schreiben des Landgrafen Philipp von Hessen, das bei dem Ordensmeister Hermann von Brüggenei Fürsprache für Burkard Waldis einlegte, gelangten sie nach Riga, und hier bewogen sie einen früheren Gehülfen ihres Bruders Ciriacus Klinth¹⁾, eine Bittschrift an den Rath um Verwendung für den gefangenen Mitbürger zu richten. Diese Verwendung erfolgte unter dem 18. Juni 1540. Der Bürgermeister und Rath der Stadt Riga warnte überdies den Ordensmeister vor übler Nachrede, welche ihnen und ihm, dem sie mit Treuen und Eidespflichten verwandt, aus der langwierigen Haft und Folterung eines Stadtbürgers erwachsen und ihrem Handel zum Schaden gereichen könnte, und diesmal hatte die Bitte Erfolg. Schon am 21. Juli 1540 berichtete Johann von der Recke, Komthur zu Fellin, an den Ordensmeister, dass Burkard Waldis gegen Urfehde seiner Haft entledigt sei. Sein weiteres Leben, das nicht mehr unserer Heimat angehört und über welches wir uns kurz fassen können, verfloss nicht so stürmisch, sondern, nach Hessen zurückgekehrt, wurde er, nachdem er zu Wittenberg studirt hatte, Pfarrer zu Abterade, wo er bis zu seinem Tode, der 1556 oder 1557 eingetreten zu sein scheint, wirkte.

Wie sich in den Lebensschicksalen B. Waldis' die Reformationsgeschichte Livlands mit all ihren Gegensätzen und Kämpfen widerspiegelt, so auch in seinen Dichtungen. Sein „Esopus, Gantz New gemacht, vnd in Reimen gefasst“ Frkft. 1543, welchen er «den Erbarn, Namhaftigen vnd Weisen Herrn, Ern Johann Butten, Burgermeister der Stadt Riga in Lyflande, seinem günstigen Herrn vnd Freunde» in dankbarer Erinnerung gewidmet und an welchen

¹⁾ Fälschlich bei Jürgen Padel in den Mittheilungen XIII. 402 Ciriacus Klinck genannt. Nicht unbedeutend kann seine Persönlichkeit gewesen sein, da nicht nur hier sein Tod, den 10. März 1592, erwähnt wird, sondern auch Reckmanns Diarium von ihm mittheilt, dass während der Kalendernruhen der Rector und Conrector, auch der alte Ciriang, der Kannegiesser, den alten Weihnachten mit der Gemeine allein ohne Prediger in der Kirche hielten und diese ihre Anfänger waren. Den 24. Dec. 1584. Bungs Archiv, IV. pag. 284.

er bereits als „Kangeter“ in Riga zu dichten begonnen hat, bietet hierfür Belege, in höherem Masse trägt aber noch den Stempel der Zeit sein Drama vom verlorenen Sohn, das hervorragendste Dichtungswerk der Zeit. „Von des Dichters persönlichem Entwicklungsgange aus betrachtet,“ sagt Goedeke, „führt das Spiel lebendig und tief in den Eifer, mit dem er das Reformationswerk in Riga förderte; es offenbart eine Tiefe der Auffassung, die kein anderes Spiel über denselben Stoff gezeigt hat. Vom localen Standpunkt aus öffnet es einen ungeahnten Blick in eine ungeahnte Welt. Was musste damals an Bildung, sittlicher und geistlicher, in Riga leben, wenn man bei den Darstellern und Zuschauern ein nur halbwegs genügendes Verständniß dieses bis zur Gottheit emporsteigenden Mysteriums voraussetzen will.“ Aus der reformatorischen Idee hervorgegangen, führt uns die parabolische Moralität von Burkard Waldis das Gleichniß vom verlorenen Sohn aus dem Neuen Testament vor, das in der Hand des protestantischen Dichters ein Mittel wurde, um den Katholiken den Nachweis zu liefern, dass die Rechtfertigung vor Gott nicht durch die Werke, sondern allein durch den Glauben erfolgt, ein Gedanke, der in keinem späteren polemisch-kirchlichen Drama, mit Ausnahme vielleicht des Mercator von Thomas-Naogeorg, so scharf betont und ausgeprägt ist. Vielmehr ist in den zahlreichen Bearbeitungen desselben Stoffes der verlorene Sohn der typische Vertreter eines liederlichen Lebens oder einer weichlichen nachgiebigen Erziehung und ihrer Folgen geworden und der Gegensatz der Werkheiligkeit und der Rechtfertigung durch den Glauben fast völlig in den Hintergrund getreten. Dass dieser Gedanke bei Burkard Waldis so sehr in den Vordergrund tritt, daher das zweimalige:

Vth rechter gnad vnd ydel gunst

On alle vnse todont werck vnd kunst

in der Vorrede, beruht darauf, dass nicht nur ein aus der Reformationsidee entsprungener, sondern auch ein aus den speciellen Vorgängen Rigas hervorgegangener Stoff von unserem Dichter bearbeitet worden ist. Antonius Bomhower war wegen seiner Bemühungen, die Stadt in Acht und Bann zu bringen, ins Gefängnis geworfen, und vergebens hatte der Erzbischof sich über die Willkür des Raths, eine geistliche Person aburtheilen zu wollen, beklagt. Erst auf die Verwendung Revals, die von seinen dort ansässigen und angesehenen Brüdern erbeten war und auf die Bürgerschaft mehrerer Rigascher Bürger hin war er seiner Haft entlassen

worden und sollte nun von den protestantischen Geistlichen der Stadt im rechten lutherischen Glauben unterrichtet und unterwiesen werden. Gerade an diese Bekehrungsversuche knüpft Inhalt und Ausführung des Drama vom verlorenen Sohn an, denn als Nikolaus Rham über die gnadenreichen Worte, dass der Sünder durch den Tod und die Auferstehung Christi im Glauben gerechtfertigt werde, gepredigt hatte, „plumpte“ Antonius Bomhower, wie Andreas Knopken nach Reval schrieb, mit einem Brief herein, in welchem er sich dahin äusserte, dass man mit solchem Preise der Gnade und Barmherzigkeit Gottes die guten Werke verwürfe und den Sünden Raum gebe. Darauf hin wurde zwischen ihm und Nik. Rham und And. Knopken eine gemeine Disputation im Dom vor einem ehrsamem Rath, vor Bürgern, Gesellen und ganzer Gemeinde gehalten, in der er, mit Gottes Wort gedrängt, verstummen musste. Mit dem Bann belegt und als ein „abgeschiedenes Gliedmass“ vom Predigtstuhle abgerufen, verschwand er im Jahre 1527 aus Riga. Dann aber geht jede Spur von ihm verloren. So war der Gemeinde Rigas der tiefe Gegensatz zwischen Werkheiligkeit und Rechtfertigung durch den Glauben greifbar nahe getreten, und so lebhaft war die Theilnahme derselben und so heftig die Erbitterung über den Widerspruch Bomhowers, dass dieser unter dem Schutze der lutherischen Geistlichen die Kirche verlassen musste. „Wo nicht, hätten ihn die Jungen mit faulen Eiern und Schlimmerem beworfen.“ Bei B. Waldis' naher Beziehung zum Rath, zu den protestantischen Geistlichen, namentlich zu And. Knopken, bei seinem Interesse für die Ausbreitung der neuen Lehre, das ihn, wie wir gesehen, in die gefährliche Beziehung zu Lohmüller brachte, war er sicher von den oben erwähnten Vorgängen, welche den früheren Kloster- und Reisegegnossen betrafen, aufs tiefste berührt und zu der Auslegung der Parabel vom verlorenen Sohn veranlasst worden. Hierauf deuten ja auch die Worte der Vorrede hin, welche angeben:

«Wor vp dith spill hir sy gedan:
 Da wyle nu godts wordt ewig blifft,
 Wolln wy ydt bewysen mit der schrifft,
 Dat den gestoppet werde de munt,
 De godts wordt lestern tho aller stundt,
 Vnd dat mit der parabell doen,
 Do ynn Luca finden beschreuen stan.»

Ausserdem spricht dafür auch die Zeit der Aufführung. Am 17. Februar 1527 wurde der verlorene Sohn in Riga aufgeführt;

der Brief Knopkens mit dem Bericht über die Disputation und die sich daran knüpfenden Vorgänge, welcher die durch A. Bomhower in Reval hervorgerufenen Gerüchte widerlegen soll, stammt vom 12. Februar 1527, berichtet also Ereignisse, welche, wenn man das Hin- und Hergehen der Nachrichten zwischen Riga und Reval berücksichtigt, ins Jahr 1526 fallen müssen, in welche Zeit auch die Ausarbeitung des Drama, für welches B. Waldis nach allem Vorausgegangenen ein volles Verständnis bei seinen Zuhörern voraussetzen konnte, gefallen sein muss.

Die Parabel vom verlorenen Sohn ist leider das einzige in Livland gedichtete und zur Darstellung gekommene Drama, das sich erhalten hat, doch weisen auf eine Reihe anderer Spiele zahlreiche Belege hin, die da zeigen, dass die Dramatik auch in Livland Pflege gefunden hat und die ich, so weit sie mir vorliegen, hier im Zusammenhang geben möchte. Die zwei Formen der Dramatik, das geistliche Mysterium und das Fastnachtspiel, wie sie sich im 15. Jahrhundert entwickelt, sanken mit der Reformation dahin, indem den Anforderungen der neuen Zeit gemäss ein Umschwung erfolgte, der einerseits die Anlehnung an die durch den Humanismus machtvolle Antike herbeiführte, andererseits das Rohe und Leichtfertige, das dem Ernst der Zeit nicht entsprach, verdrängte. Das Fastnachtspiel wurde schon um seiner Verbindung willen mit den übrigen Fastnachtlustbarkeiten verurtheilt, die Russow z. B. als „grosse Wollust, welche die Strafe der Pastoren verdiene“, hinstellt. Noch deutlicher spricht sich B. Waldis in seiner Vorrede zum verlorenen Sohn gegen die Abgötterei des Fastelabends aus. „De wyle nu de affgöderye des fastelauendes van den heyden angefangen, ock dorch de laruendregers tho Rome yerliken celebrert werdt, vnde bymacht beholden, vnd noch nicht gantzlick vth vnserm vleischliken harten gerathen mach werden, de sülfittigen tom geringsten yo mith eynem geystliken vastelauendt vorwandelen mochten“, denn nur zur Leichtfertigkeit führe das Fastnachtspiel:

Wo de Pauwest tho Rome deyth,
 An fastelauendes spoll grot kosten lecht,
 Do eyne larue de ander drecht:
 Senior pultron de ridt vor,
 Madonna pultana steyt ynn der doer,
 Ribaldus vp sse beyde wardt,
 Dar werdt keyn laster noch schande gespart,

Dar mit bewysen, dat sse sindt

Des Jany vnd der affgode kyndt.

Diese Angriffe B. Waldis', zumal die Worte, die doch wol für Riga bestimmt sind, dass das heidnische Fastnachtspiel «nicht gentzlich vth vnsserm vleyschliken harten gerathen» ist, zeigen, dass die alte Fastnachtfeier mit den üblichen Aufführungen auch in Livland verbreitet gewesen ist. Wenn nun auch die Einwirkung der protestantischen Anschauung mächtig war, die alte übliche ausgelassene Fastnachtfeier wurde nicht verdrängt, sondern tritt uns mit Mummenschanz und Maskenumzügen nach wie vor entgegen, wie uns dies besonders von den Schwarzenhäuptern vielfach berichtet wird. Das Fastnachtspiel jedoch erlebte seine Umwandlung, indem es, zu polemischen oder pädagogischen Zwecken genutzt, zum geistlichen Fastnachtspiel wurde, welches uns sowie die Schulkomödie, die sich an Terenz und Plautus anlehnt, in Livland mehrfach begegnet. Für diese Dramen hatte sich auch Luther ausgesprochen¹ und den bildenden Einfluss derselben auf die Jugend betont². Kirche und Schule gestattete in Folge dessen die Aufführungen, welche mit allgemeinem Beifall aufgenommen wurden und die der oben erwähnte Humanist Plinius so «interessant fand, dass er lobpreisend sagt: der Schulregent giebt uns auf wohl eingerichteter Bühne kurzweilige Schauspiele³.»

Diese Stellungnahme der protestantischen Kreise, die in vielen Zeugnissen Ausdruck fand, war im Mutterlande und in Livland die gleiche. Um einige Beispiele anzuführen, so musste in Magdeburg die Schuljugend jährlich wenigstens einmal eine lateinische Comödie vor dem Schulherrn agiren, um *profectus in litteris* zu zeigen, dann vor dem ganzen sitzenden Rathe auf dem Rathhause eine deutsche Comödie; «damit auch zu allerletzt menniglich, beid gelert vnd vngelert, Burger, Bawr vnd alle man den profectus, wachs vnd zunemmen der Schulen sehen vnd erfahren, Auch ein jeder desto mehr lust, die seinen zur Schulen zu halten, haben muge, wirt solche Comedien ferner öffentlich vnter dem freien Himmel für jederman aus vnser schulen agiret vnd gespilet.» Und eine Nordhäuser Schulordnung vom Jahre 1583 besagt: «Der Bürgerschaft und gemeiner Stadt zu Ehren soll der Rector mit

¹ Vorrede zum Buch Judith und Vorrede zum Buch Tobias.

² Luthers Tischreden, herausgeg. von Törstemann und Bindseil. Berlin, 1848. 4, 593.

³ Livonas Blumenkranz, p. 79.

den Schulknaben jährlich auf die Fastnacht oder auf den nächsten Sonntag darnach eine lateinische Comödie spielen, und bisweilen eine deutsche dazu. . . . Die geistliche deutsche Comödie mag der Rector in der Kirche halten, die weltliche lateinische auf dem Tanzboden und dem offenen Markte, wo es sich schickt. Doch soll er acht Tage vorher den Pastor, die Inspectoren und den Bürgermeister darum begrüßen, und drei Tage vorher die vornehmsten Herren des Rathes und das Ministerium dazu einladen» &c. Hiermit stimmt das Wenige, was wir über dramatische Aufführungen in Livland wissen, überein. Besondere Gönner der mimischen Kunst scheinen die Schwarzenhäupter gewesen zu sein, deren Rechnungen mehrfache Ausgaben für derartige Vorstellungen anführen. Zu Fastnacht 1539 waren «die Schullehrer (Locaten) mit den Schulkindern im Schwarzenhäupterhause zu Reval erschienen und «rimenten», d. i. reimten dort (wol eines jener beliebten biblischen Schauspiele, eine einfache Darstellung mit gesprochenen Versen). wofür sie 10 Mark erhielten¹». Aehnliche Angaben macht Tielemann² für die Schwarzenhäupter in Riga, vor denen die Domschüler «Stücke in der Manier des Schuster Hans Sachs» (?) zur Aufführung gebracht hätten. «Sie bestanden,» fährt er weiter fort, «aus dialogirten biblischen oder weltlichen Geschichten und wurden zuweilen aus den zahlreichen Schöpfungen des H. Sachs gewählt; gewöhnlich waren die Rectoren der Domschule die Verfasser dieser kleinen Schauspiele. Diese leiteten auch die Darstellung, und die alten Nachrichten gedenken hier besonders eines Rectors Teuthorn, der ein eifriger Verehrer Thaliens gewesen sein muss und manches «gar schon vnd erbawlich stuck» gab. Da diese Schauspiele gereimt waren, so bezeichnet der in den Handschriften vorkommende Ausdruck «rymen» eine Comödie aufführen. Dies geschah gewöhnlich auf dem Arthurhofe während der Fastnachtslustbarkeiten, wie man bei den Jahren 1519, 1523, 1525, 1545, 1588, 1605 und 1613 findet. Im Jahre 1594 hatte man die Johanniskirche zum Schauplatze gewählt, und es waren ausser vielen anderen auch die Schwarzenhäupter dazu eingeladen, welche diesmal die Thespischüler mit 100 Mark, was früher nie so viel betrug, belohnte. Ja, 1588 wurden die Zuschauer zu einem starken Aufwande in Bier während der Vorstellung veranlasst: denn es heisst in der Rechnung: «noch hebbe ick betalet vor bere, dat in der tyd ge-

¹ Amelung, Geschichte der Schwarzenhäupter in Reval, Lief. I, p. 72.

² Tielemann, Geschichte der Schwarzenhäupter in Riga, p. 22.

trunken wort, do de scholere rymeden, 32 mark 18 schillinge.» Ausserdem liegen uns noch die Angaben zweier Aufführungen auf dem Rathhause vor, die ebenfalls von den Domschülern zu Riga veranstaltet waren und die insofern interessant sind, als uns wenigstens die Titel der Stücke erhalten sind. «Anno 1576, den 15. Mart. spielte der Rector der Schulen das Spiel auss dem Livio auff dem Rathhause, der Inhalt war der Kampf von Alba.»¹ Anno 1582 d. 27. Febr. spielte der Rector Ruthern (d. i. Teuthorn) das Spiel von Joseph auff dem Rahthause.»² Letztere Nachricht findet sich mit anderem Datum auch bei Jürgen Padel: «Den 25. Februarii (1582) rimedem de scholer up dem radthuse von dem olden Jacob und Joseph.»³ Wie weit diese Spiele selbständige Dichtungen der beiden Rectoren Teuthorn und G. Marsau gewesen, lässt sich nicht erweisen, denn viele Spiele wurden weit und breit gespielt und oft nach Bedürfnis oder Geschmack theilweise abgeändert, sei es, dass man vermeintlich fehlende Motive nachholte oder den strengen Ernst durch Einschlebung heiterer Auftritte milderte. So ist der von seinen Brüdern verkaufte und keusche Joseph ein unzählige Mal im 16. Jahrhundert bearbeiteter Stoff, und «ein warhaftige lustige vnd schöne Histori, vom Kampff zwüschen den Römern vnd denen von Alba, zogen vss dem Tito Livio» ist durch «ein Ersame und Junge Burgerschaft zu Soloturn» gespielt worden. Ob Wechselbeziehung hier vorliegt, wer vermöchte es zu entscheiden. Dass sich so gar nichts von all den Stücken, deren die alten Tagebücher und Notizen erwähnen, erhalten hat, erklärt sich daraus, dass die Spiele oft ungedruckt geblieben und verloren sind; auch hat die Zeit der furchtbaren Russenkämpfe, welche in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts das Land verwüsteten und die Cultur fast völlig zu zerstören drohten, Vieles vernichtet, was sonst der Nachwelt aufbewahrt geblieben wäre.

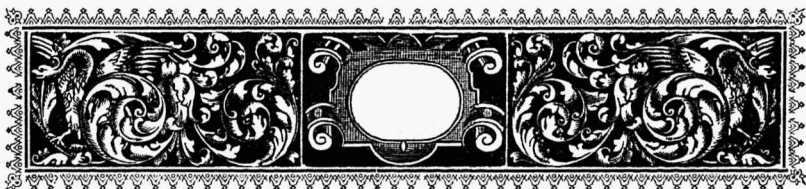
Fellin.

Th. von Riekhoff.



¹ Bunes Archiv IV, p. 277. — ² ibid. p. 280.

³ Mittheilungen XIII, 384.



Notizen.

H. Diederichs, Herzog Jacobs von Kurland Kolonien an der Westküste von Afrika. Mitau 1890. Gedruckt bei J. F. Steffenhagen & Sohn. 4°. 71 S. Festschrift der kurländischen Gesellschaft für Literatur und Kunst zur Feier ihres 75jährigen Bestehens.

Die Anregung zur vorliegenden Arbeit gab dem Verfasser das unlängst erschienene Werk von R. Schück, Brandenburg-Preussens Colonialpolitik 1647—1721, Leipzig 1889. Gestattet die Herrscherthätigkeit Herzog Jacobs von Kurland und des Grossen Kurfürsten, sowie die politische Stellung dieser geistesverwandten und verschwägerten Herrscher innerhalb der Staatengruppe des nordöstlichen Europas an sich schon manche interessante Parallele, so musste es gerade in unserer Zeit nahe liegen, die auf die Erwerbung überseeischer Kolonien gerichtete Politik des kurländischen Herzogs ins rechte Licht zu setzen, nachdem diese Arbeit für Preussen-Brandenburg durch das genannte Werk in erschöpfender Weise gethan war. Eine eingehende Behandlung der kurländischen Niederlassung auf Tabago, die von den beiden Kolonialunternehmungen Jacobs von jeher einer grösseren Aufmerksamkeit gewürdigt worden ist, stellt Diederichs für die Zukunft in Aussicht. Für dieses Mal bietet er uns eine auf archivalische Studien begründete, soweit das Material ihm zu Gebote stand, erschöpfende Monographie über die Guineapolitik des grossen Herzogs. Die Lectüre derselben gewährt hohen Genuss nicht nur wegen ihres reichen, völlig neuen Inhalts, sondern auch wegen der meisterhaften,

formvollendeten Darstellung, die klar und schlicht, jedes unnütze Wort vermeidend, doch eine verhaltene Wärme athmet, und uns die Freudigkeit verräth, mit der der Verfasser dieses Capitel aus Kurlands Vergangenheit als Resultat seiner umfangreichen Forschungen dem Leser vorlegt. Möchte die verheissene Arbeit über Tabago nicht zu lange auf sich warten lassen!

Nach Kennzeichnung des bisherigen Standes der Forschung auf dem vorliegenden Gebiet weist Diederichs in einer überzeugenden Erörterung die Angriffe auf Jacobs Kolonialpolitik als ungerecht und unhistorisch zurück, indem er letztere im Zusammenhang der inneren und auswärtigen Politik des Herzogs würdigt. Er zeigt, wie Jacob nicht nur im Banne zeitgenössischer Anschauungen handelte, sondern dass die Kolonien wirklich geeignet waren, sein Ansehen nach innen und aussen hin zu erhöhen, seine Einkünfte zu vermehren. Nur dass seine Macht nicht ausreichte, die erworbenen Besitzungen der Handelseifersucht der seebeherrschenden Holländer und Engländer gegenüber zu behaupten! Nachdem sich Unterhandlungen mit dem Grossen Kurfürsten und den Holländern wegen gemeinsamer Kolonialpolitik zerschlagen hatten, ging Jacob, gestützt auf eine mittlerweile ins Leben gerufene, recht ansehnliche Flotte allein vor. 1651 erwarb er von den Negerhäuptlingen die Insel St. Andreas vor der Mündung des Gambia, sowie die Gebiete Gilfree (jetzt Dschillifree) und Bayona auf dem gegenüberliegenden Continent. Später kaufte er noch ein 60 Meilen stromaufwärts am Gambia gelegenes Gebiet. Seine Forts beherrschten den Strom, ohne seine Zustimmung konnte der Gambia von fremden Handelsschiffen nicht befahren werden; das Verhältnis zu den Eingeborenen gestaltete sich merkwürdig freundlich, zwei lutherische Pastoren Gottschalk Ebeling und Joachim Dannenfeld, haben nach einander dort gewirkt, denen der Herzog vorschrieb, «allenthalben der Sanftmuth und Gelindigkeit, damit die Gemüther besser können gewonnen werden, sich zu bedienen.» Der Waarenumsatz war ein recht beträchtlicher und trotz aller Verluste, welche betrügerische Beamte, Schiffbruch und die Chikaneu der Holländer verursachten, der Gewinn, den der Herzog aus dem Unternehmen zog, so gross, dass es entschieden als ein lohnendes bezeichnet werden muss. Da trat 1658 die Katastrophe ein; Jacob wurde von den Schweden als Gefangener nach Iwangorod abgeführt, um erst 1660 in sein verwüstetes Herzogthum zurückzukehren. Die Zeit seiner Gefangenschaft und Ohnmacht benutzte die holländisch-westindische Compagnie,

um in völlig rechtswidriger Weise, gestützt auf einen Vertrag, den des Herzogs Agent zu Amsterdam ohne jede Autorisation mit ihr abgeschlossen hatte, sich der werthvollen kurländischen Kolonie zu bemächtigen. Der unerschrockenen und zähen Standhaftigkeit des in St. Andreas commandirenden Capitäns Stiel gelang es freilich, 1660 die Holländer wieder zu verdrängen; 1661 aber machten sich die Engländer durch einen empörenden Gewaltact zu Herren der kurländischen Besitzungen am Gambia. Zwanzig Jahre hindurch hat dann der Herzog sich vergeblich bemüht, auf gütlichem Wege durch Verhandlungen mit dem englischen Hofe zu dem Seinen zu kommen; sie scheiterten an dem Widerstande der afrikanischen Handelscompagnie, die in ihrem Präsidenten, dem Herzog von York, dem späteren Jacob II., einen Vertreter hatte, dessen Interessen mehr wogen, als die rechtlich unanfechtbaren Ansprüche des weit entfernten, nicht immer von gewissenhaften Agenten bedienten und dazu machtlosen Herzogs von Kurland. St. Andreas wurde in St. James umbenannt; in den grossen englisch-französischen Seekriegen ist die Kolonie dreimal den Franzosen in die Hände gefallen. Heute weht auf ihr das englische Banner.

Bodeckers Chronik Livländischer und Rigascher Ereignisse 1593—1638.
Herausgegeben von der Gesellschaft für Geschichte und Alterthums-
kunde der Ostseeprovinzen Russlands. Bearbeitet von J. G. L. N a-
piersky. Riga, N. Kymmels Buchhandlung 1890. 8^o. XIX und
158 S.

Die Herausgabe der Bodeckerschen Chronik ist die letzte Arbeit eines um unsere baltische Geschichte hochverdienten Forschers gewesen. Es war Napiersky nicht mehr vergönnt, das Erscheinen und die Ueberreichung derselben an die kurländische Gesellschaft für Geschichte und Literatur, der sie als Festgabe zum 75jährigen Jubiläum bestimmt war, zu erleben. Das posthume Werk schliesst sich seinen Vorgängern, den Erbebüchern, den *libri redituum* und den Quellen des rigaschen Stadtrechts, würdig an: es ist muster-giltig wie diese. In übersichtlicher und völlig erschöpfender Weise erörtert die Einleitung alle hier in Betracht kommenden text-kritischen Fragen; es folgt dann auf 115 Seiten der eigentliche Text der Chronik, der sich Beilagen anschliesen, die Napiersky zum grössten Theil seinem nunmehr der Gesellschaft für Geschichte und Alterthumskunde übergebenen reichen Schatze eigenhändiger Abschriften von bisher noch unbekanntem historischen Materialien

entnommen hat. — Wer der in einer der beiden für die Edition benutzten Handschriften als Verfasser genaunte Bodecker gewesen ist, hat Napiersky nicht ermitteln können; er war Einwohner Rigas und stand den Gliedern des rigaschen Rathes nahe; mit einem der in Böthführs Rathslinie angeführten oder sonst bekannten Bodeckers lässt er sich nicht identificiren¹. Zur Verfügung standen Napiersky eine aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts oder aus dem Anfang des 18. stammende Handschrift und ein bis zum J. 1631 reichender Auszug mit einigen fremdartigen Bestandtheilen, die in der Ausgabe unter die Beilagen aufgenommen worden sind. Durch verschiedenen Druck und besondere Zeichen ist die Hingehörigkeit der einzelnen Textstellen zu der einen oder anderen Handschrift kenntlich gemacht worden. Die von Gadebusch in seinen Livländischen Jahrbüchern häufig citirte Kaisersche Sammlung erweist sich gleichfalls als ein Auszug aus der Bodeckerschen Chronik; doch sind dieser sowol, wie vielleicht zwei andere Handschriften verloren gegangen.

Der Inhalt der Chronik ist ein überaus reichhaltiger. Zur fortlaufenden Lectüre eignet sie sich freilich weniger; denn an zusammenhängender, geschweige denn kunstvoller Darstellung ist dem Verfasser nichts gelegen gewesen. Es sind grösstentheils tagebuchartige Inscriptionen, die sich nicht allzu häufig zu einer wirklichen Erzählung erweitern. Einen verhältnismässig breiten Raum nehmen die Tagesneuigkeiten ein, Verbrechen, Hinrichtungen, Brandschäden, Todesfälle, Naturerscheinungen; alles in chronologischer Folge, sachlich bunt durch einander. Wer aber culturhistorische Details sucht oder Notizen für die Personengeschichte Rigas, findet hier eine sehr reiche Ausbente. Da die Aufzeichnungen Bodeckers sich unmittelbar den von Böthführ im 13. Bande der Mittheilungen aus der livländischen Geschichte herausgegebenen *Tagebüchern* Jürgen und Caspar Padel's anschliessen, die bis 1593 reichen und einen verwandten Charakter tragen, so verfügen wir jetzt für ein ganzes Jahrhundert (1529 resp. 1539—1638) über ein reichhaltiges Material zur speciellen Localgeschichte Rigas. Freilich sind sowol bei den Padel, wie bei Bodecker die einzelnen Jahre, was Werth und Umfang der Mittheilungen betrifft, sehr verschieden bedacht; für einige Jahre fehlt jede Notiz, so für 1595, 1596 und

¹ Dem entsprechend ist auch im letzten Heft der Mitth. a. d. livl. Gesch. Bd. XIV, S. 391 die Angabe: Johann Boddeker † 1627 zu corrigiren.

1598, 1633, 1636 und 1637. Aus der Fülle culturhistorisch interessanter Angaben seien hier einige wenige hervorgehoben:

«Anno 1594 hat man angefangen der Thumbskirchen Spitze zu bauen, kostet Rthlr. 9782 — 3 Mark Rigisch. . . Die Orgel im Thumb kostet Rthaler 5685 — 3 Mark.»

Anno 1601 fand die fürchterliche Hungersnoth statt, von der wir durch den in den Mittheilungen VIII, S. 416 ff. und in den *Scriptores rer. Livon.* II, S. 657 ff. veröffentlichten Bericht des Pastors Friedrich Engel zu Sickeln¹ bereits ausführliche Kunde erhalten haben. Bodecker hat diesen Bericht seiner Chronik einverleibt, fügt demselben aber auch selbständige Nachrichten hinzu: «Damahls hat zu Riga gegolten die Last Maltz 120, 130 Rth. oder eine Last Heringe 120—125 Rth., ein Loff Weitzen 4—4½ Rth., ein Loff Erbsen 3—4 Rth.; . . . 1 Loff Roggen 2 Rth. auch 2 Rth. 2 Mark.» Zum besseren Verständnis dieser Angaben sei hier angeführt, dass Nyenstädt zum Jahre 1606 den Preis für ein Lof Roggen mit 2 Mark notirt².

Einen bemerkenswerthen Beitrag zum bekannten Process des um die Stadt hochverdienten Syndikus David Hilchen gegen den Dr. J. Godemann liefert die Wiedergabe der Worte, mit welchen der Scharfrichter im J. 1601 an Stelle des abwesenden Hilchen seinem Gegner Abbitte thun musste³:

«Den 16. Febr. ist Davidt Hilchen der Stadt Riga gewesener Syndicus auff dem Rathhause . . . in Gegenwart Vieler . . . durch den Scharffrichter öffentlich aussgerufen worden mit nachfolgenden worten: Ich Meister Marten Gottleben der heylgen Justitiae Executor alhie zu Riga ruffe hiermit auss und uhrkunde öffentlich, dass der Davidt Hilchen dem ehrenvesten achtbahren . . . Gudemanno . . . mit seinen Schmee- und Scheltworten, damit er Ihme, gemeltem Doctori, seiner Ehre, auch leib und leben, abzuschneiden vermeinet, allerseits unrecht gethan und Ihme solches bösslich überlogen hat, unnd weiln Er, der Davidt Hilchen . . . des . . . widerrufs und abbitte sich verweigert, so will ich in seinem Nahmen seine Person präsentirende seines, des Hilchens, ehrenrühriges und lügenhaftiges Maul männiglich zum Abscheu hiermit gezüchtiget haben. Actum Riga den 16. Febr. 1601.»

¹ Napiersky stellt in der Einleitung zur Bodeckerschen Chronik S. 12 und 13 den Namen des Pastors und seine Autorschaft fest.

² *Monum. Liv. ant.* S. 119.

³ Gadebusch, *Livl. Jahrbücher* II, 2, 236 aus der Kaiserschen Sammlung.

Die eifrig lutherische Haltung der rigaschen Bürgerschaft tritt aus mehreren Aufzeichnungen klar zu Tage. Der Verfasser erwähnt, dass im J. 1610 «den Willnischen, so Lutherischer Religion unnd abgebrand, wegen Ihres erlittenen Schadens ein Umbgang in Riga vergönnet wurde». «Den 2. Novembris 1617 ward in den Kirchen zu Riga dass Jubeljahr solenniter mit Dancksagung zu dem lieben Gott gehalten, weiln es 100 Jahr, dass Gott sein heyliges Wort durch H. D. Luther rein wieder herfürgebracht.» Gadebusch II, 2, 518 erzählt, dass in Dorpat damals der Einfluss der Jesuiten bereits so gross war, dass dort die Reformationsfeier unterbleiben musste. Feindselig steht Riga nicht nur zu den auch hier sich ausbreitenden Jesuiten, sondern auch zu den Calvinisten. 1627 «den 2. April ist Carsten Meermann ein Rigischer Bürger gestorben und weiln Er Calvinisch gewesen, hat das Ministerium nicht zu lassen wollen, dass der Körper zu Riga in der Kirchen solte begraben werden, besondern auff dem Kirchhoffe, darein dan seine Freunde nicht haben willigen wollen; ist derowegen sein Körper . . . nach Amsterdam geführt und alda bestätigt worden.»¹ Der Verfasser selbst ist ganz von dem Geiste des strengsten Confessionalismus durchdrungen. Mit Genugthuung erwähnt er, dass im J. 1601 «H. Andr. Spill königl. Maytt. in Pohlen Secretarius zu Riga begraben worden, welcher in letzten Zügen den Calvinschen *errorem revociret*». Weitherziger als die rigaschen Prediger war ein Pfarrer zu Eckau; er vollzog im Jahre 1615 die Trauung des «Hans Heisman mit seiner Braut, Wilhelm Salins, eines Hollanders Tochter, . . . weiln die Prediger zu Riga Ihm nicht haben echtigen (trauen) wollen, weiln Er um des Weibes willen ein Mammeluck alss Calvinisch geworden.»

Von politischen Ereignissen interessiren den Verfasser natürlich die Vorgänge in Riga und dessen Umgebung am meisten. Da ist es denn vor allem der langjährige Krieg Schwedens mit Polen um den Besitz Livlands, zu dessen Geschichte diese Chronik ausserordentlich werthvolle Beiträge liefert. Anfangs steht der Verfasser als loyaler Unterthan Polens mit seinen Sympathien ganz auf polnischer Seite; für Carl IX. vermag er sich nicht zu begeistern; dagegen ist der wahrscheinlich von einem anderen Verfasser herrührende letzte Theil der Chronik voller Bewunderung für die Heldengestalt Gustav Adolfs. Sein Tod wird mit folgenden Worten

¹ Auch bei Gadebusch II. 2, 629.

gemeldet: «Den 6. Nov. haben J. K. Maytt. . . . den Hertzog von Friedland . . . in öffentlicher Feldtschlacht erleget, in welchen treffen der theure Heldt Selber geblieben, welches hoch zu beklagen. Da Er zu Wittenberg eingebracht und in die Kirche niedergesetzt, hat sichs getroffen, dass die träger Ihr Maytt. Körper gerade auf des sehl. H. Lutheri Grab niedergesetzt, worvon dan von vielen Leuten artige Discursen gewesen.»

Ein Vergleich mit den anderen dieselbe Zeit behandelnden Chronisten Nyenstädt, Hiärn, Kelch ergibt nicht nur die unbedingte Zuverlässigkeit der Bodeckerschen Angaben, sondern zeigt auch, wie viel Neues wir für einzelne Jahre und Episoden aus der letzteren erfahren. So sind die Einzelheiten in der ausführlichen Erzählung von der Belagerung Rigas durch Karl IX. im August und September 1605, sowie die beiden Schreiben Mansfelds und Karls IX. an die Stadt bisher ganz unbekannt gewesen; auch die nach dem Abzuge der Schweden bei Kirholm erfolgte Niederlage derselben wird ausführlich mit anschaulichen Details erzählt. Die Jahre 1609—1620 gewähren eine im Ganzen nur geringe Ausbeute für die politische Geschichte dieser Zeit. Zu einer Quelle ersten Ranges erhebt sich die Bodeckersche Chronik aber für die Geschichte der Capitulation Rigas im J. 1621, sowol durch die Fülle der mitgetheilten Einzelheiten, als auch durch die Wiedergabe der Correspondenz Gustav Adolfs mit der Stadt wegen der Uebergabe. Arend Buchholz hat jüngst in den Mittheilungen aus der livländischen Geschichte XIV, 389 ff. gleichfalls die Correspondenz Gustav Adolfs mit der Stadt zur Zeit der Belagerung des J. 1621 und zwar vollständiger, als die Bodeckersche Chronik sie giebt, veröffentlicht. Diesen Publicationen schliessen sich nun als werthvolle Ergänzung die Beilagen zur Bodeckerschen Chronik an. Es sind das acht Briefe des Feldherrn Christoph Radziwill an den Rath während der Belagerung, in denen Radziwill die Stadt zur Standhaftigkeit ermahnt und baldige Entsetzung verheisst. Dieselbe wurde aber durch ein glückliches Gefecht der Schweden vereitelt. Von höchstem Interesse und durchaus lesenswerth ist dann die letzte Beilage: eine ausführliche Relation des Syndikus Johann Ulrich über die am 14. Sept. 1621 im schwedischen Lager stattgehabten Verhandlungen der rigaschen Deputirten mit König Gustav Adolf. Dieses Actenstück führt uns den König und den Syndikus in fesselndster Anschaulichkeit vor: der König jovial und wohlwollend, aber bestimmt und in der Hauptsache unerbittlich — der

Syndikus ehrenhaft und treu, aber etwas weitschweifig und lehrhaft. Nach des Letzteren eigener Aussage ist seine Deduction «dem Könige was langweilig und beschwerlich fürgekommen, hatt dieselbe etzliche mal interrumpiret und gesagt: Herr Syndice, Er gebrauchet weitleufigkeit; Sagt wolt ihr die stad geben? Den ihr sollett wissen, das ich mich so nicht werde mit worten abweisen lassen.» In dieser Unterredung hat denn auch der König der Stadt Riga das bekannte ehrende Zeugnis ausgestellt: «Ir habt euch aber bissher so gehalten, das ich wunschen wil, dass alle meine underdanen auff solchen fall sich so bezeugen, den Ir mehr gethan und ausgestanden alls Ir nach Kriegsrecht schuldig.» Bgn.

Von den 14000 Immatriculirten. Streifzüge in das «Album Academicum» der Kaiserlichen Universität Dorpat. Von Dr. G. Otto (Mitau) und A. Hasselblatt (Dorpat). — Dorpat, Verlag von C. Mattiesen. 1891. 8°. VIII und 149 Seiten.

Die Universität Dorpat ist eine der bedeutsamsten Gaben, welche das Jahrhundert, dessen letztes Decennium anbricht, unserem Heimatlande gebracht hat. Durch die Wiederbegründung Dorpats im Beginne unseres Jahrhunderts ist ein ganz neues, geistiges Leben in unsere baltischen Lande gezogen, eine wissenschaftliche Selbständigkeit, die frühere Jahrhunderte uns versagt hatten. Wir waren ehemals fast ausschliesslich auf den Bezug lehrender und predigender, überhaupt auf geistiger Grundlage schaffender Kräfte aus dem Auslande angewiesen; seit 1802 traten wir selbstthätig ein in das grosse Feld wetteifernden Schaffens im Dienste deutscher Culturentwicklung. Und dass wir in solcher Arbeit etwas erreicht, dass wir uns in derselben nicht nur nehmend, sondern auch gebend verhalten haben, wie die stattliche Zahl der auf ausländische Lehrstühle berufenen Dorpatenser zeigt, dass unsere *alma mater Dorpatensis* im Dienste der Wissenschaft und des praktischen Lebens, für Heimat und Reich, ein thätiges Glied gewesen — ohne Ruhmredigkeit dürfen wir gern darauf zurückblicken. Von solcher ernsten Mühe und Arbeit zeugt in beredten Worten und Ziffern auch das vorliegende Buch, dessen einleitende Capitel von der Frequenz der Universität, von den Familien, denen ihre Jünger entstammten, von der Vorgeschichte und den Gestorbenen der *dorpaten* *Com* *militonenschaft* handeln, dessen Haupttheil über die späteren Lebensstellungen ihrer Glieder berichtet.

Mit Freuden begrüßten wir im vergangenen Jahre das Erscheinen des neuen «Album Academicum», das uns die Jünger der *alma mater* in chronologischer Registrirung vorführte, und sprachen damals an dieser Stelle die Hoffnung aus, dass weitere verarbeitende Darstellungen dem willkommenen Werke folgen würden. Dieser Wunsch ist durch die sehr erspriessliche Arbeit, mit welcher die Herausgeber des Album Academicum, Dr. Otto in Mitau und Redacteur H a s s e l b l a t t in Dorpat, unseren letztjährigen Weihnachtstisch bereichert haben, in Erfüllung gegangen. Die genannten Autoren haben eine Arbeit unternommen, die dem Eifer, mit welchem in jüngster Zeit die Geschichte der Universitäten überhaupt behandelt worden, entspricht. Sie haben sich dabei in mancher Beziehung selbst die Bahn brechen müssen, da für die Wirksamkeit anderer Universitäten Zusammenstellungen im speciellen Sinne und gleichen Umfange der obigen zur Zeit noch zu fehlen scheinen (vgl. Seite 34 und 35 des Buches).

Mit warmer Begeisterung haben wir das schöne Buch «Von den 14,000 Immatriculirten» gelesen; jedes Capitel, jede Seite desselben brachte uns interessante Kunde. Die Gesichtspunkte, nach denen das weite Material hier geordnet wird, sind geschickt gewählt, die meist wenig beliebten, aber mitunter sehr wesentlichen und illustrativen Zahlenreihen drängen sich nicht störend in den Vordergrund, vielmehr ist die Darstellung überall lebendig und fesselnd, ohne je in einen trockenen und schematischen Ton zu fallen. Dank diesen Vorzügen wird das Buch nicht nur von den einstigen und jetzigen Jüngern Dorpats mit offenen Armen empfangen werden, auch unsere Frauenwelt wird es gern lesen und für manche der mitgetheilten Personalien aus einheimischen Familien dankbar sein, auch Fernerstehende werden daran Interesse und Gefallen finden.

Eine erschöpfende Darstellung wird man in Vorliegendem nicht erwarten — wer vermöchte auch auf derartigem Gebiete durch Rubricirung und Klassificirung etwas Erschöpfendes zu liefern? Wer dächte den vollen Gehalt geistiger Wirkungen in das unzureichende Gefäß von Zahlen und Worten fassen zu können? Trotz dieser in der Natur der Sache liegenden Beschränkung, trotz mancher Fehler und Lücken, deren mit den Verfassern auch die Leser sich wol bewusst sein werden, liegt eine werthvolle Gabe vor uns. Ein wichtiger Beitrag zur Culturgeschichte unseres Heimatlandes ist dieses Buch — der baltische Historiker späterer Tage wird Aufschlüsse in demselben suchen und es der Vergessenheit

nicht anheimfallen lassen. In das gegenwärtige Leben aber trägt ein solcher, mit warmem Verständniß geschriebener Rückblick die Erinnerung an dahingegangene Zeiten, denen wir so Vieles verdanken, und deren reiches Erbtheil uns in einer Periode des Siechthums aufrecht hält, stellt uns das Bild ehrenwerther Männer, die in wissenschaftlicher und praktischer Arbeit der mannichfaltigsten Art für unser Land gewirkt haben, wieder lebendig vor Augen, ruft uns aufs Neue ins Bewusstsein, dass unveräußerliche Schätze unser sind. Den reichen Segen der «Vererbungsfähigkeit . . . der akademischen Traditionen auf die späteren Lebensanschauungen und Lebensziele» mag wol Jeder von uns Dorpatensern erfahren haben, Alte und Junge, wir fühlen uns, ob auch nach Ost und West auseinandergetrieben, von dem Bande geistiger Einheit, das unsere *alma mater* um uns geschlungen hat, fest zusammengehalten. Durch erneuten Hinweis hierauf wird auch das vorliegende, unserer Hochschule «in treuer, dankbarer Erinnerung» gewidmete Buch dazu beitragen, dass jener jugendliche Idealismus, den die Beschäftigung mit der Wissenschaft uns giebt und den wir unserer dorpater Zeit als schönstes Erbtheil verdanken, neu angefacht, seine rettende Kraft um so treuer unter uns bewähre, je schwerere Prüfungen uns beschieden sind.

Auf den Inhalt des Buches hier näher einzugehen, müssen wir uns versagen. Unsere Leser werden eine Inhaltswiedergabe auch um so weniger erwarten, als das Otto-Hasselblattsche Buch bald nach seinem Erscheinen von den Tagesblättern eingehend besprochen wurde. Wer sich für Dorpat interessirt, wird sich ohne Zweifel selbst in das Buch vertiefen. Nur ein warmes und herzliches Begrüßungswort ist es, das die Redaction der «Baltischen Monatsschrift» an dieser Stelle dem ganz besonders willkommenen Gast auf unserem Büchertisch zuzurufen sich getrieben fühlt.



Herausgeber: R. Weiss.

Für die Redaction verantwortlich:
N. Carlberg.

Дозволено цензурою. — Ревель, 12-го Января 1891.

Годриетк bei Lindfors' Erben in Reval.

PL $\frac{A}{51}$ 38,1

Neuigkeiten aus E. BEHRE's Verlag in Mitau.

Vorräthig in allen Buchhandlungen der Ostseeprovinzen.

Ein neues Werk von Leopold von Schroeder.

oder
DARA Schah Dschehan
und seine Söhne.

Historisches Trauerspiel in 5 Acten und
einem Vorspiel von

Leopold von Schroeder.

Brosch. 1 R. 20 K.
Eleg. geb. 1 R. 80 K.

Eine Art Commentar zu
Schroeders Dara.

DELHIJ, das indische Rom
u. seine Campagna,

von **Leopold von Schroeder.**
Brosch. 30 Kop.

Dies kleine Schriftchen bildet gewisser-
massen die Scenerie zu **Schroeders**
bedeutendem historischen Trauerspiel
„DARA“.

Motto: Was alle angeht, sollen alle betreiben, wenigstens wissen. Comenius.

In zweiter Auflage erschien:

Grundriss der Geschichte Liv-, Ehst- u. Kurlands

von **L. Arbusow.**

Mit 1 Karte und 1 Lichtdrucktafel. Brosch. 1 R. 50 K., eleg. geb. 2 R.

Dieses Werk verdient einen Platz in jeder baltischen Hausbibliothek
als ein werthvolles Familien- und Nachschlagebuch.

Romantik und
Naturalismus.

Litterarische Kreuz- u. Quersprünge

von

Eberhard Kraus.

Preis 45 K.

Eine feine Beobachtung, eine gefällige,
durch prächtigen Humor gewürzte Dar-
stellung zeichnen die interessante Be-
handlung des actuellen Themas aus.

Praktisch für Jedermann!

Geuter's Baltischer Taschen-
Notiz-Kalender

für das Jahr 1891.

Sechster Jahrgang. Preis 80 K.

Geuter's Schreib- und
Lösch-Unterlage

für das Jahr 1891.

Zweiter Jahrgang. Preis 60 K.

In vielen Tausenden von Exemplaren
in den Ostseeprovinzen verbreitet, findet
namentlich der Taschen-Notiz-Kalender
vermöge seiner praktischen Brauchbarkeit
alljährlich immer neue Freunde zu den alten.

Unter der Presse befindet sich und gelangt in Kürze zur Ausgabe:

Um ein sorgloses Leben.

Ein Petersburger Sittenroman von **A. Michailow** (Scheller).
Autorisirte Uebersetzung von **E. Schor.** Preis 1 R. 80 K.

Ein «realistischer» Roman im besten Sinne des Wortes. «Um ein sorgloses
Leben» ist eins der jüngsten epochemachendsten Werke eines Schriftstellers, der
unter den neueren Koryphäen der Litteratur Russlands unstreitig den ersten Platz
einnimmt. Das Leben der russischen jeunesse dorée, insbesondere der Petersburger
höheren Gesellschaftskreise wird hier von Michailow, dem russischen Paul Lindau,
mit plastischer Schärfe und psychologischer Correctheit geschildert.